BLAULICHT

191

Hariette Plath ★★★★★★★

Das tote Mädchen

Blaulicht 191

Hariette Plath
Das tote Mädchen

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Der Mittwoch hatte gut angefangen. Im Rapport stand, daß die Kriminalpolizei in Lichtenberg einen lang gesuchten Einbrecher festnehmen konnte. Er hatte eine Reihe von Wohnungseinbrüchen begangen. Diesmal aber war er bei einem simplen Mopeddiebstahl von einer Streife ertappt worden. Man fand Diebeswerkzeug bei ihm, und die Wohnungsdurchsuchung förderte gestohlene Gegenstände ans Tageslicht. Da konnten ihm mit einem Schlag zwölf ungeklärte Straftaten nachgewiesen werden. Zwei davon hatte ich zu bearbeiten. Leider war nicht mir der Erfolg zuzuschreiben. Ich freute mich trotzdem.

Mäuschen sah mir meine Freude an. Sie hantierte mit dem Kocher, wollte Kaffee machen. Für sich, für mich und den einen oder anderen Genossen, der wie ich in diesem Amt täglich Fälle bearbeitete. Eigentumsdelikte, Sachbeschädigungen, Körperverletzungen, hin und wieder Sexualdelikte oder andere gegen Leben und Gesundheit gerichtete Straftaten, darunter auch sogenannte Leichensachen. Für einen Außenstehenden sicherlich ein fürchterliches Wort. Wir nannten jene Fälle so, bei denen Menschen eines unnatürlichen Todes starben und die Todesursache noch nicht einwandfrei geklärt ist. Bei einem Unfall konnte die fahrlässige Schuld Dritter vorliegen. Ein Selbstmord konnte vor-

getäuscht, der Tod durch dritte Hand herbeigführ worden sein.
Mäuschen fragte mich einmal, warum sagt ihr eigentlich immer „Tod durch dritte Hand“ oder „durch Dritte“, warum nicht Zweite? Ich versuchte ihr das zu erklären: Ein Mensch hat nur zwei Hände, und wenn er keines natürlichen Todes stirbt, Unfall oder Selbstmord ausgeschlossen werden müssen, kann der Tod nur durch „dritte Hand“ oder durch „Dritte“ verursacht worden sein. Denn nicht immer steht gleich fest, ob es einen oder mehrere Täter gibt. Ich war mir allerdings nicht sicher, wieweit meine Erklärung mit den rechtstheoretischen Auffassungen übereinstimmte.
Mir schmeckte der Kaffee ausgzeichnet. Ich dankte Mäuschen dafür und beschäftigte mich noch einmal mit der Vernehmung vom Freitag. Das Geständnis eines Jungen, achtzehn Jahre alt, der seiner Großmutter das gesamte Spargeld gestohlen hatte. Nachdem sie erfuhr, daß ihr Enkelsohn der Täter war, hätte sie am liebsten die Anzeige zurückgezogen. Doch der Junge hatte auch noch zahlreiche andere Diebstähle begangen, und so mußte die Sache dem Staatsanwalt vorgelegt werden. Ich wollte heute den Schlußbericht scheiben.
Plötzlich kam Backi ins Zimmer gestürmt. Er hatte nicht einmal angeklopft. „Eine Leichensache, Chefin“, rief er mir zu. „Sie haben doch diese Woche Leichendienst.“
Backi goß sich eine Tasse Kaffee ein. Eigentlich hieß er Bachmann, Leutnant der K Achim Bachmann. Irgendwer hatte ihm einmal diesen Spitznamen gegeben. Sicherlich wegen seines runden, vollen Gesichts. Das strenge „Genosse Leutnant Sowieso“ oder „Genossin Hauptmann Soundso“ wurde nur angewandt, wenn wir „Kundschaft“ im Zimmer hatten oder wenn ein Vorgesetzter anwesend war. Ansonsten nannten mich

meine Mitarbeiter nur „Chefin". Es war weniger ein Spitzname denn eine Bezeichnung, die sowohl unser freundschaftliches Verhältnis zueinander als auch die Achtung meiner Mitarbeiter mir gegenüber ausdrückte. Ich fühlte mich zugegebenermaßen geschmeichelt. An meinen Dienstgrad war ich gewohnt. Jeder andere Genosse unserer Dienststelle und meine Vorgesetzten sprachen mich ohnehin nur damit an.
„Also, was ist, wo ist es?" fragte ich und packte meinen Schreibblock in die Tasche.
„Neumannstraße dreizehn, Neubau, achte Etage, Funkstreifenwagen am Ort, OdH hat mich soeben verständigt", antwortete Backi im Telegrammstil. „Gas", setzte er hinzu, „junge Frau, Rosemarie Detlof."
Mäuschen schaute mich an.
„Mach bitte den Schlußbericht fertig", bat ich sie.
Sie brauchte nur noch die Beweismittel aufzuführen und besaß genug Routine, die ihr Selbständigkeit in solchen Dingen erlaubte. Sie war eine ausgezeichnete Sekretärin.

Der Funkstreifenwagen stand vor der Tür des Hauses Neumannstraße dreizehn. Oben, im achten Stock, traf ich VP-Meister Schubert an, Leiter der Funkstreifenwagenbesatzung. Er ließ mich eintreten. Die Genossen hatten die Tür bereits gewaltsam geöffnet. Wir waren allein in der Wohnung. Ich schaute mich um.
„Tür war verschlossen?"
„Verschlossen."
„Schlüssel?"
„Nicht zu finden."
Eigenartig.
Ich stand im Korridor und begann dort sofort mit der lang geübten, mir eigenen und immer wieder von mir

angewandten Methode der Tatortbesichtigung. Ich begann zu fotografieren, und zwar mit den Augen. Alles, was sich mir optisch darbot, begann ich mir einzuprägen.
Ich schaute mich also um: Frisierkommode, Garderobenhaken, daran ein Mantel, eine Jacke, eine Schürze, daneben ein Schlüsselbrett, ein Kammkasten. Nirgendwo waren Wohnungsschlüssel abgelegt. Und die Wohnungstür war verschlossen!
Würde es sich um Selbstmord handeln, müßte sich die Frau selber eingeschlossen haben. Merkwürdig, wo hatte sie dann die Schlüssel gelassen? Aus dem Fenster geworfen? Wenn ja, warum? Die fehlenden Wohnungsschlüssel waren ein Fakt, über den es nachzudenken galt.
Ich betrat das erste Zimmer: fast leer.
„Sie ist erst eingezogen, sagt der Nachbar." Schubert wies auf die Kisten inmitten des Raumes. „Vor acht Tagen, noch nicht einmal ausgepackt."
„Was weiß der Nachbar noch?"
„Nichts. Er ist Rentner, hat mittags seinen Hund runterführen wollen, da bemerkte er den Gasgeruch. Hat gleich die Feuerwehr verständigt, aber leider zu spät. Der Arzt war auch schon hier. Der Totenschein liegt drinnen auf dem Tisch." Schubert wies mit der Hand zum Nebenzimmer.
Die Fenster des Zimmers waren weit geöffnet. Sie gaben die Sicht auf eine Kleingartenanlage frei. Alles war grün. Wärme und Sonne waren zu spüren, Vogelgezwitscher zu hören. Und hier in der Kühle der Wohnung lag eine junge Frau. Tot.
Lag auf der Couch, mit dem Gesicht zum Fenster, zum Licht. Wären die Augen der jungen Frau geöffnet, und wäre sie am Leben, würde sie in den blauen Himmel schauen.

Ich stand vor ihr, etwas beklommen, wie immer beim Tod eines Menschen, mit dem ich beruflich konfrontiert wurde. Diesmal war ich jedoch betroffen. Die Jugend dieser Frau rührte mich. Ein sehr hübsches Mädchen. Das Gesicht gebräunt, die Haut glatt, noch gespannt. Dunkle, fast schwarze Haare, schulterlang, locker herabfallend. Unter der Bräune der Haut zeigte sich schon die Fahlheit des Todes.
Das Mädchen lag fast unbekleidet. Es trug nur einen Büstenhalter und ein Höschen. Die Hände waren über den Leib gelegt. An den aufliegenden Körperpartien wie Rücken und Waden zeigten sich stark ausgebildete Totenflecke in der für CO-Vergiftungen typischen rötlichen Farbe, eigenartigerweise aber auch an der mir zugewandten rechten Körperseite. Hier waren sie schwächer, als wären sie schon zurückgegangen. Das Mädchen mußte, schon tot, in eine andere Lage gebracht worden sein. Ich würde später den Gerichtsmediziner konsultieren.
Als ich den Blick Schuberts hinter mir spürte, zog ich behutsam, als könne ich sie wecken, die Schlafdecke über ihren Körper. Das Gesicht ließ ich frei. Es sah friedlich aus. Die Augen waren nicht geschlossen, aber auch nicht offen. Immer waren die Augen von Toten einen Spalt geöffnet, als wollten sie noch ein wenig von dem erspähen, was um sie herum vor sich ging. Ich berührte die Lider und drückte sie zu.
„Wo ist der Ausweis", fragte ich Schubert leise. Er übergab ihn mir.
„Lag kein Abschiedsbrief auf dem Tisch?"
„Nein, nichts. Ich habe mit Oberwachtmeister Hermann alles durchgesehen, hier auf den Möbeln und in den Schubfächern."
Ich war wütend, aber froh, mich abreagieren zu können.

Warum gingen sie an die Schränke, bevor die Kriminalpolizei am Ort war. Als ich loslegen wollte sagte Schubert, als hätte er meine Gedanken geahnt: „Der Nachbar Hempel war dabei."
„Das ist es nicht. Meine Arbeit möchte ich gern allein tun", entgegnete ich recht barsch. Schubert reichte mir den Totenschein. Todesursache: Kohlenoxidvergiftung. Vermutlicher Todeseintritt: zwischen neun und elf des heutigen Tages. Ich schaute auf die Uhr. Es war eins.
Die Küche war schon eingerichtet. „Wie haben Sie die Gashähne vorgefunden?"
„Beide Hähne vom Gasherd waren nicht einmal halb aufgedreht. Das Gas muß ziemlich lange ausgeströmt sein, ehe die Wirkung eintrat", antwortete Schubert. „Der Gasfritze war hier, hat die Leitung geprüft. Schadhafte Stellen sind nicht gefunden worden. Den Haupthahn hat er abgedreht und dort oben noch eine Zuleitung."
„Wurde hier etwas verändert?"
„Nein, es ist alles so geblieben, wie ich es mit den Genossen der Feuerwehr vorgefunden habe. Ich weiß doch, wie ich mich verhalten muß", setzte er mit vorwurfsvollem Unterton hinzu. Auf dem Herd stand ein leerer Teekessel, neben der Kochfläche war alles trocken. Kein Wasser war verdampft oder übergelaufen. Ich stand vor einem Rätsel. Die Umstände in der Küche deuteten nicht darauf hin, daß es sich um einen Unfall handelte. Selbstmord? Aber warum kein Abschiedsbrief? In den meisten solcher Fälle wurde einer hinterlassen. Mord? Die Wohnungsschlüssel waren nicht zu finden. Und jemand hatte die Tote in eine andere Lage gebracht. Ich wurde unruhig. Doch rechtzeitig erinnerte ich mich verschiedener anderer Fälle, in denen einige Umstände recht mysteriös erschienen, sich später aber

aufklärten. Vielleicht würde die Obduktion mehr ans Tageslicht bringen.
„Hat sie Verwandte?“ fragte ich Schubert.
„Der Nachbar weiß nichts über sie, nur wo sie arbeitet. Im VEB Robotur, als Mechanikerin. Besucher sind hier nicht bemerkt worden.“
„Schauen wir noch einmal in die Schubfächer. Ich brauche von ihr Schriftmaterial.“
Das war eine Vorsichtsmaßnahme, aber es konnte ja sein, daß sich woanders ein Abschiedsbrief anfand oder jemand von der Verwandtschaft noch Post von ihr bekam, die Aufschluß über ihren Tod gab.
Wir holten wieder Nachbar Hempel. Obwohl es keine Wohnungsdurchsuchung war, sollte er dabeisein, wenn wir uns ein wenig umsahen.
Hempel setzte sich auf einen der Sessel, mit dem Rücken zur Toten. Manchmal wagte er einen schüchternen Blick hinter sich.
Ich fand einige Briefe. Sie kamen aus einem kleinen Ort in der Nähe von Wernigerode. Der Anrede und Unterschrift konnte ich entnehmen, daß es sich bei der Schreiberin um die Mutter der Toten handelte.
Ein Brief trug eine andere Handschrift. Er lag versteckt zwischen Schulungsunterlagen. Die Anrede lautete: „Mein geliebtes Röschen.“ Die Unterschrift: „Dein Freddy.“ Der Brief war zwei Jahre alt. Ein Umschlag war nicht bei. Ich nahm ihn an mich. Dann fand ich von Rosemarie Detlof einige Hausarbeiten, die sie als Fachschülerin zum Erwerb ihres Facharbeiterbriefes mit zierlichen steilen Buchstaben geschrieben und zensiert zurückerhalten hatte. Es waren gute Zensuren. Das war Schriftmaterial, wie ich es brauchte.
Als ich in die fremden Schränke sah, Einblick nahm in die private Welt der toten jungen Frau, wurde mir wieder

bewußt, daß meinem Beruf eine besondere Pflicht anhaftete: Ich mußte in das Intimleben eines Fremden eindringen, seine emotionalen Bindungen zu anderen bloßlegen, mußte vorstoßen zu verborgenen Leidenschaften und streng Behütetes aufdecken. Dabei bot sich mir die Möglichkeit, seelische Konflikte dieses Menschen zu erkennen, die nahestehenden Personen oft verborgen blieben. Indem ich seine Probleme im nachhinein durchlebte, an ihnen teilhaben mußte, gelang es mir, Klarheit zu gewinnen, warum sein Leben so endete. Da wurde Vergangenheit zur Gegenwart.

Mich beschlich erneut diese Beklommenheit, ich fand meine Handhabungen pietätlos und peinlich dem gegenüber, der gleich mir im Raum anwesend war: diesem Mädchen, das unbeweglich und ohne Pulsschlag dalag. Ich fühlte mich beobachtet. Aber das waren nur Sekunden, eine blitzartige Regung, sofort wieder bezwungen.

Zunächst mußte ich mehr über die Tote wissen. Wie war sie, lebensbejahend oder depressiv? Mit wem war sie befreundet, wer konnte Auskunft über sie geben? Wie lebte, wie arbeitete sie und welche Neigungen und Eigenschaften prägten ihren Charakter?

Aus Hempel war nichts weiter herauszuholen. Beim Einzug Fräulein Detlofs in die neue Wohnung hatte er geholfen.

„Was war Fräulein Detlof für ein Mensch", fragte ich ihn.

„Ein nettes Mädel, sehr ruhig fand ich. Ein bißchen zu ruhig."

„Hat es mit Ihnen über persönliche Dinge gesprochen?"

„Nein. Als ich sie fragte, ob sie denn keine Eltern oder Geschwister habe, die ihr beim Umzug helfen könnten, hat sie erzählt, daß sie nur die Mutter hat. Sie ist

gehbehindert und wohnt im Harz. Übrigens haben einige Kollegen ihrer Brigade beim Umzug geholfen."
„Können Sie sich an diese Leute erinnern, an Namen, Aussehen und so weiter?"
„Ja, schon. Eine ältere Kollegin, so eine dicke, war dabei. Sie redeten sie auch alle mit ‚Dicke' an. Dann zwei junge Burschen, einer ein bißchen älter, einer ein bißchen jünger als Fräulein Rosemarie."
„Hatten Sie den Eindruck, daß sie mit einem der beiden jungen Männer befreundet war?"
„Nein, das glaube ich nicht. Fräulein Rosemarie war sehr zurückhaltend. Sie ging nicht auf alle Späße ein."
„Wie sprach sie diese jungen Männern an?"
„Das weiß ich nicht mehr. Oder warten Sie mal. Einer hieß Tommy oder Ronny. Nein, Ronny war es, und der andere?" Hempel überlegte. Er kam nicht darauf. „Aber der andere war ein hübscher Bengel. Wissen Sie, so ein Typ, auf den junge Mädchen fliegen. Groß, schlank, schwarze Haare. Der Ronny sah dagegen ein wenig mickrig aus."

Jetzt muß ich mich entscheiden. Die Fakten sprachen gegen Selbstmord. Die MUK verständigen oder nicht? Einen Fehler konnte ich mir nicht leisten. Aber eine halbe Sache abgeben?
„Kommen Sie", forderte ich Meister Schubert auf. Die Entscheidung war gefallen. Wir verließen gemeinsam die Wohnung. Ich mußte zügig arbeiten. „Leichensachen sind Sofortsachen."

Mir gegenüber saß die Meisterin. Etwa fünfzig Jahre alt, offenes, breites Gesicht, rundliche Figur. Die „Dicke", vermutete ich. Frau Neumann war aufgeschlossen, nicht ohne Neugier. Wir saßen im Meisterbüro, einem ver-

glasten Kasten in einer Ecke der Werkhalle. Gelegentlich warf einer der Arbeitenden einen verstohlenen Blick zu uns herüber. Ich kam mir vor wie in einem Aquarium.
„Wo ist Kollegin Detlof heute?"
„Die hat doch nich etwa wat ausjefressen", kam die Gegenfrage.
„Nein", antwortete ich. „Warum, sollte sie?"
„Ach, nur so 'ne Redewendung, wissen Se. Hätte mir och sehr jewundert. Bei Rosemarie ist nischt unreellet drin. Aber heute morjen war se wech. Ick versteh det nich, verstehn Se. Weil Se doch sonst so 'ne pünktliche Kollejin is. Und det Eijenartje: Denn hat se och jemand entschuldicht, so jejen halb zwölfe kam een Anruf beis Lohnbüro. Warten Se ma — Ronny, komm ma bitte her", rief sie.
Es war ein schmales, spillriges Bürschen mit breiter Nase, etwas grobem Mund, braunen, wuschligen Haaren, wirkte nicht unsympathisch.
„Sach ma, wer hat heute eijentlich Rosemarie mits Telefon entschuldicht und wann war'n det jenau", fragte sie ihn.
Ronny blickte mich an und nestelte an seinem Jakkenknopf.
„Ein Mann hat angerufen, sagt die Bauern vom Lohnbüro. Weiß nich, wie der heißt. Angeblich isse krank, die Rosi. War so gegen halb zwölf. Die Bauern sollte uns gleich Bescheid sagen. Weil du gerade nich da warst, bin ich ans Telefon jegangen. Det ist alles."
„Kannst jehen, danke." Er ging, sah sich noch einmal um, fragend.
Frau Neumann warf einen Blick auf die Uhr in der Werkhalle. Es war bereits vierzehn Uhr dreißig. „Du meine Jüte, schon so spät."

Ich antwortete nicht. Es hatte jemand angerufen. Wer bloß?
„Was is los, sagen Se's doch. Is dem Mädel wat passiert? Unters Auto jekomm?" vernahm ich ihre Stimme.
„Sagen Sie, wer könnte dieser Mann gewesen sein, der Rosi entschuldigt hat?"
Sie schüttelte den Kopf. „Ick hab keene Ahnung. Jlauben Se mir, staune ja selber. Warum interessiert Se denn det?" Ihr Ton war drängender geworden.
„Weil Fräulein Detlof...", begann ich, „weil Fräulein Detlof tot ist."
Frau Neumann starrte mich ungläubig an. Ihr Mund öffnete sich. „Tot ist", wiederholte sie. „Aber es hat se doch jemand entschuldicht", flüsterte sie mehr zu sich selbst.
„Ja, Frau Neumann, das ist schon eigenartig. Aber Näheres kann ich Ihnen im Moment auch noch nicht sagen. Bitte, haben Sie Verständnis dafür. Aber erzählen Sie mir alles, was Sie über Rosemarie Detlof wissen, vor allem, in welcher Verfassung sie gestern war."
Frau Neumann schluckte. „Det arme Kind." Tränen standen ihr in den Augen.
„Rosemarie ist seit vier Jahrn hier im Betrieb. Se hat hier jelernt, Feinmechanikerin. Die Arbeit machte dem Mädel Spaß, hat richtig ranjeklotzt. Sehr fleißig, sehr ehrgeizig. Sehen Se ma, den Facharbeiterbrief hat se ja mit bestem Erjebnis vor zwei Jahrn jemacht. — Meine Jüte, und nu isse jestorben. So jung... War et vielleicht een anderer Unfall?"
Als ich nicht antwortete, erzählte sie weiter.
„Se haben Rosemarie jesehen? Hübschet Mädel, nich? Und intellijent. Aber sehr ruhich und stille, verstehn Se. Hätte viele Freunde haben können, hier aus'm Betrieb. Aber se wollte wohl nich. Det arme Mädel. War nich so

eene, die gleich auf jeden fliecht, wat anfängt, fallenläßt und sich wat Neuet sucht. Rosemarie wußte immer, wat se wollte. Se hatte 'nen Standpunkt, 'ne eijene Meinung, die se ooch zu vertreten wußte. Nur sehr alleene war se eijentlich immer. Ick meine, daß se kaum engeren Kontakt zu Kollejen hatte. Höchstens zu der Anneliese Pfeiffer."

„Und wie standen die Kollegen zu ihr?"

„Det war ein jutes, aber keen enges Verhältnis. Kameradschaftlich, versteht sich. 'n paar halfen ihr ooch beim Umzuch."

„Und Ronny, wie stand sie zu dem?"

„Nich anders als zu die übrijen. Aber der Junge verehrte se. Ick jlaube, se machte sich nischt draus. Aber eenmal war se mit ihm int Kino, hat se mir selbst erzählt. War wohl mehr so aus Mitleid."

„Hatte sie noch andere Verehrer, hier aus diesem Betrieb?"

Frau Neumann überlegte. „Alexander, der Schöne, war ooch hinter se her. Nich so schüchtern und plump wie Ronny, überlejener, souveräner. Aber da spielte sich nischt ab. Und soweit ick Alexandern kenne, kann der ooch schnell beleidicht sein. Er weeß seine Schönheit zu schätzen."

„Aber beim Umzug, da hat er doch mitgeholfen?"

„Ja, hilfsbereit is er."

„Und andere Männer, gab es die in ihrem Leben?"

„Ick jloobe nich. Se sprach mit mir nich über solche Dinge... Aber ick denke, man hätte ihr det Jlücklichsein anjemerkt, wenn da wat jewesen wäre. Und so richtich jlücklich schien se mir eijentlich nie. Se war 'n bißchen schwermütig."

„Wissen Sie vielleicht etwas über ihre familiären Verhältnisse?"

Frau Neumann erzählte mir, was ich bereits von Hempel wußté.
„Wie se eijentlich nach Berlin jekommen ist, weeß ick nich", fuhr sie dann fort. „Rosi hat et sehr bedrückt, daß se sich nich so um Muttern kümmern konnte, wie se wollte — die arme Frau, nu steht se alleene da."
„Gibt es keine anderen Verwandten?"
„Nein, soweit ick weeß, nich. Weder Jeschwister noch andere Verwandte. Auch keene näheren Bekanntschaften in Berlin. Se wollte Muttern nach Berlin holen. Deshalb hat se ja ooch die Zweizimmerwohnung jekriecht. Allet war schon jeregelt. Se hat sehr an ihrer Mutter jehangen."
„Wer könnte mir hier aus dem Werk mehr über Rosi sagen?"
„Fragen Se am besten Anneliese Pfeiffer. Det is die einzije, die wat sagen könnte. Soll ick se rufen lassen?"
„Sagen Sie mir nur, wo ich sie finde. Aber Sie haben mir immer noch nicht meine Frage beantwortet, Frau Neumann: In welcher Verfassung war Rosi gestern?"
Frau Neumann überlegte. Ihr war gestern nichts Besonderes an ihr aufgefallen.
„Sorgen Sie doch bitte dafür, daß die Kollegen der Brigade bei Arbeitsschluß nicht gleich nach Hause laufen. Ich würde mich gern noch mit ihnen unterhalten", bat ich Frau Neumann.

In Halle drei fand ich Anneliese Pfeiffer.
Sie war nicht nur ein körperlich kräftiges Mädchen, sondern auch in ihrem Auftreten sehr robust, etwa zwanzig Jahre alt. Ungeschickt stolperte sie in das Meisterbüro. Wir waren allein. Als ich ihr den Tod Rosis beibrachte, konnte sie sich kaum beruhigen.

„Und gestern abend sagte sie noch, daß sie ganz groß ausgehen will", brachte Anneliese dann heraus.
„So, und war sie es?"
„Ich weiß nicht genau. Heute morgen haben wir uns nicht mehr gesehen."
„Wo wollte sie denn hingehen?"
„Zuerst ins Theater, ich glaube ins Deutsche Theater, und dann in ein Weinrestaurant."
„Wissen Sie, mit wem sie ausgehen wollte?"
Anneliese druckste herum.
„Das Restaurant hat sie nicht genannt", sagte sie, statt meine Frage zu beantworten. „Wie ist das denn eigentlich passiert?"
„Das sage ich Ihnen später. Sie würden Rosemarie einen guten Dienst erweisen, wenn Sie mir alles erzählen, was Sie über ihr Leben wissen."
„Ich möchte Rosi nichts nachreden. Sie müssen das verstehen. Rosi war ein prima Kumpel." Wieder fing sie an zu weinen.
„Das brauchen Sie auch nicht. Kommen Sie, gehen wir auf den Hof, da können wir ein bißchen hin und her laufen."
Draußen auf dem Betriebsgelände war die Luft ein wenig besser als in der Halle, obwohl auch hier angefüllt mit Geruch von Eisen, Teer und Karbid. Sie verdrängten aber den Gasgeruch, den ich immer noch zu spüren glaubte.
„Also gut, sie hatte einen Freund", sagte Anneliese.
Einen Freund, überlegte ich. Demnach war sie doch nicht so kontaktlos, wie bisher angenommen wurde.
„Wer ist dieser Freund? Wissen Sie, wo er arbeitet oder wohnt?"
Sie antwortete nicht. Ich fühlte, daß ihr Rosemarie sehr nahegestanden haben muß.

„Hören Sie, Fräulein Pfeiffer", sagte ich und faßte sie unter. „Rosemarie hat entweder Selbstmord begangen, oder jemand hat sie umgebracht. Wie denken Sie darüber?"
„Was?" Anneliese war schockiert.
„Rosemarie sich das Leben genommen? Nein, das glaube ich nicht. — Still war sie ja immer und dann ein bißchen, wie soll ich sagen, verschroben. Ich meine, sie liebte so was wie Theater, ernste Musik, Bücher, und manchmal hat sie mir sogar Gedichte vorgelesen. Ich habe das nicht alles verstanden, aber mir hat es gefallen, und da habe ich ihr auch gern zugehört. — Am Leben hat sie bestimmt gehangen."
„Woraus schließen Sie das?"
„Ach, das spürt man doch! Wissen Sie, manchmal sind wir durch den Park gelaufen. Rosemarie war so begeistert von allem. Von den Blumen, den Vögeln, dem Wasser, eben von allem, was Natur ist. Manches Mal sind wir auch zusammen ins Grüne gefahren. Rosi ging gern in Wäldern spazieren, Laubwäldern, wo es schattig und kühl ist. Dort hat sie am meisten gesponnen." Anneliese hielt inne. „Ich meine, dort hat sie eben von all den Geschichten geschwärmt, die auf der Bühne gespielt werden. Altmodische Geschichten aus dem Mittelalter mit Rittern, Burgdamen, Grafen und so. Aber wie gesagt, ich versteh' ja nix davon. Die Vergangenheit ist mir schnuppe."
Ich mußte lächeln. Ein unkompliziertes Mädchen.
„Rosi hat mir auch viel von ihrer Mutter und ihrer Kindheit erzählt. Da muß so ein riesengroßer Lindenbaum vor ihrem Haus gestanden haben. Von dem hat sie sehr oft gesprochen. Unter dem hat sie gespielt, mit ihrer Mutter darunter gesessen und sich Märchen ausgedacht. Die hat ihr auch immer Märchen erzählt. Sie ist in jedem

Urlaub zu ihr gefahren." Anneliese schwieg einen Moment. „Wenn sie von zu Hause kam, war sie allerdings immer ein bißchen traurig, weil sie ihre Mutter allein lassen mußte. Aber vor zwei Jahren, da hat sie gestrahlt. Ich hab' sie kaum wiedererkannt. Sie war an der See. Mann, war die braungebrannt, war auch ganz anders als sonst. Sie hatte manchmal so einen..." — Anneliese suchte nach dem richtigen Wort — „verklärten Blick", ergänzte sie dann. Sie war in Gedanken versunken.

„Sprechen Sie ruhig weiter", forderte ich sie auf.

„Sie hat mir nach einer Weile den Grund gesagt. Ein Mann steckte dahinter. Sie hat ihn in Berlin kennengelernt. In der zweiten Urlaubswoche kam er Rosi an der Ostsee besuchen, und dann sind sie zusammen zurückgekommen. Ich glaube, sie kannten sich schon eine ganze Weile. Und — vielleicht ein Jahr später war sie wie verwandelt. Der Kerl war noch mal für'n paar Tage mit bei ihrer Mutter, aber dann sprach Rosi nur noch wenig von dem ‚Mann ihres Lebens', so nannte sie ihn immer. Wenn ich etwas Näheres wissen wollte, schwieg sie hartnäckig."

„Sie wissen wirklich nichts weiter über diesen Mann?"

„Nein, leider. Ich habe ihn nur einmal flüchtig von weitem gesehen. Ich war irgendwie enttäuscht."

„Warum?"

„Der Mann sah nach nichts aus, nicht besonders schick, nicht jung. Kein toller Mann, wenn Sie verstehen, was ich damit meine. Fünfundvierzig Jahre alt, schätze ich. Sah so verheiratet aus. Er war es auch. Später hat sie es mir erzählt."

„Was haben Sie davon gehalten?"

„Na ja, sagen wir mal so: Erst hab' ich gar nicht kapiert, warum sie gerade mit 'nem Verheirateten geht. Das hab' ich sie auch gefragt. Na, Sie sollten mal gesehen haben,

was sie da für Augen machte. Ihr kullerten sofort die Tränen. Da hab' ich nichts mehr gesagt. Sie hat mir leid getan. Übrigens hat sie ihn auch nie offiziell mitgebracht, zu Brigadefeiern und so. Nicht nur vor den Kollegen, sogar vor mir versteckte sie ihn."

„Würden Sie diesen Mann wiedererkennen?"

„Erkennen ja, ich denke schon. Sein langes, bißchen blasses Gesicht vergesse ich nicht. Hat mich gewundert, wo er doch damals gerade von der Ostsee kam. Er ist groß, schlank. Hier im Betrieb arbeitet er bestimmt nicht. Da hätte ich ihn schon gesehen. Sie erzählte mal was von Studio-Technik oder so ähnlich. Hat was mit dem Fernsehen zu tun. Fährt mit einem Technikwagen durch die Gegend. Ist Leiter einer Arbeitsgruppe."

„Noch eine Frage: Wie war Rosis gestrige Verfassung?"

„Meinen Sie vor dem Theaterbesuch oder danach?"

„Wie denn, Sie haben sie gestern nach dem Ausgehen noch gesehen?"

„Nein, gesehen nicht. Sie rief mich zu Hause an. Mein Vater hat ein Diensttelefon. Er arbeitet bei der Reichsbahn."

„Ja, und?"

„Wir haben nur wenige Worte gewechselt. Sie sagte nur: ‚Das war ein trauriges Stück. Am Ende haben sich die beiden nicht gekriegt.' Ihrer Stimme nach zu urteilen, war sie sehr bedrückt. Mir ist schon früher an ihr aufgefallen, daß sie nach Theaterbesuchen immer irgendwelche Stimmungen hatte. Mal war sie fröhlich, mal war sie niedergeschlagen und wollte am liebsten mit niemandem sprechen."

„Und gestern nachmittag, als sie das Werk verließ?"

„Anneliese dachte nach. „Wenn ich mir das richtig überlege? Da war was."

Ich war gespannt.

„Das war, als wir uns verabschiedeten", meinte sie dann. „Sie tat, als wollte sie erst nächste Woche wieder zur Arbeit kommen. Sie drückte meine Hand wie sonst was und sah mich so komisch an. Ich kann das gar nicht beschreiben. Habe ja auch nicht weiter darüber nachgedacht. Nur jetzt, wo sie tot ist..."
Wir schwiegen. Also ahnte Rosi, was ihr bevorstand?
„Was war denn nach dem Theaterbesuch. Sie wollte doch groß ausgehen. Hat sie darüber nichts erzählt?"
„Ach so, ja, danach habe ich sie auch gefragt. Sie hat aber nix darauf geantwortet. Ich glaube, darüber wollte sie wieder einmal nicht sprechen. Als ich noch ein bißchen herumbohrte, sagte sie nur: ‚Es ist nicht alles Gold, was glänzt', und nach einer Weile: ‚Ich hab' Angst, Anneliese.' Als ich sie fragte, wovor sie denn Angst habe, hat sie nur gesagt: ‚Ach, nichts, es ist nichts weiter. Es wird schon wieder alles gut werden.'"
Was konnte Rosemarie damit gemeint haben? Vielleicht würde mir die Brigade weiterhelfen können. Aber zunächst wollte ich die Gelegenheit nutzen, noch mehr über Rosemarie und deren Mutter zu erfahren.
„Eine Frage noch, Anneliese: Sagen Sie bitte, was wissen Sie außerdem über Rosemarie und ihre Mutter?"
„Nicht viel, glaub' ich. Vielleicht noch das: Rosis Mutter ist sehr kirchlich eingestellt, ich meine, so richtig fromm, geht viel in die Kirche. Na, und Rosi hat wohl ein bißchen davon abgekriegt. Trotzdem, ein prima Kumpel." Anneliese hatte wieder dieses Würgen im Halse.
„Erzählen Sie weiter", forderte ich sie schnell auf. Anneliese erzählte mir noch einige Begebenheiten, Erlebnisse mit Rosi, die aber nichts Neues mehr erbrachten, keine Hinweise auf weitere Bezugspersonen enthielten. Ich bedankte mich bei ihr.

Im Umkleideraum saßen sie beisammen. Von Rosemarie Detlofs Tod waren sie schon durch Frau Neumann informiert worden. Im Raum war es still. Sie blickten erwartungsvoll auf mich, erhofften von mir Erklärungen. Der Reihe nach sah ich sie an. Frau Neumann, links von mir. Neben ihr Anneliese, dann eine ältere Kollegin — wie sich herausstellte, war sie es, die man „Dicke" rief —, dann Ronny hinten rechts am Tisch, davor ein älterer Kollege und vorn, mir rechts am nächsten sitzend, Alexander, der Schöne. Alexander war wirklich ein hübscher Junge. Groß, gut gewachsen, dunkles volles Haar, dunkelblaue Augen mit langen Wimpern. Eine frische Gesichtsfarbe, ein geschwungener Mund, ein festes Kinn. Er saß selbstbewußt und aufgerichtet am Tisch, eine Hand lag auf der Tischplatte, dicht neben einer Streichholzschachtel, die andere auf seinem Oberschenkel.

„Mir geht es darum, ein Motiv für Selbstmord oder Mord zu finden. Können Sie mir dabei helfen?" Ich schaute in die Runde, versuchte alle Anwesenden in mein Blickfeld zu bekommen. Nichts rührte sich, keiner antwortete. Anneliese weinte still vor sich hin. Ronny hatte rote Augen, Alexander starrte auf seine Hand, die auf dem Tisch lag und nun mit der Streichholzschachtel spielte. Die Dicke räusperte sich zuerst. „Also so ist das", sagte sie. „Selbstmord oder Mord." Sie schwieg eine Weile. „Ich kann Ihnen weder zu dem einen noch zu dem anderen ein Motiv sagen. Beides kann ich nicht glauben." Der ältere Kollege pflichtete ihr bei.

„Kennt jemand von Ihnen Rosemaries Freund", fragte ich unvermittelt und beobachtete die an der rechten Tischseite sitzenden beiden jungen Männer. Ronny schreckte hoch, bekam einen roten Kopf. Die nüchtern ausgesprochene Tatsache von der Existenz eines Freun-

des schien ihn aus der Fassung zu bringen. Alexander starrte mich an, sah plötzlich weg und schluckte.
„Sie hatte einen Freund? Das ist das Neueste, was ich höre", sagte die Dicke. „Nie was von gehört, oder?" Sie wandte sich an die anderen. „Die war doch immer allein", fügte sie hinzu. Man gab ihr recht, nur Alexander regte sich nicht.
„Kennt jemand einen Freddy?" Wieder Schweigen. Nur Anneliese nickte. Also offenbar der Vorname des Freundes, der ihr vorhin nicht eingefallen war.
„Kann mir noch jemand einen Hinweis geben?"
Das war nicht der Fall. Ich bat Ronny, am nächsten Tag zu mir auf die Dienststelle zu kommen. Auch Alexander bestellte ich, zu einem späteren Zeitpunkt. Dann ging ich.

Draußen war es angenehm warm. Ich genoß die frische Parkluft intensiver als sonst. Vielleicht, weil ich gerade aus einem metallverarbeitenden Betrieb kam. Den Dienstwagen hatte ich längst weggeschickt. Was konnte ich heute abend noch auf der Dienststelle erledigen? Nichts. Backi würde das Notwendige einleiten und ermitteln. Ich setzte mich auf eine Parkbank und dachte an Rosemarie. Sie lag jetzt nicht mehr in ihrer Wohnung. Morgen im Laufe des Tages würde ich das Ergebnis der Obduktion erfahren. Als ich aufblickte, hatte ich unbeabsichtigt den Haupteingang von „Robotur" im Auge. Durch ihn verließen Grüppchen von Arbeiterinnen und Arbeitern das Werk. Auch Rosis Brigade kam, nicht geschlossen, jeder für sich, manchmal auch zwei miteinander. Alexander verabschiedete sich von Ronny und bog in die Fleischmannstraße ein. Soweit ich mich erinnerte, hätte er, um nach Hause zu kommen, mit der S-Bahn fahren müssen, und der Bahnhof lag in ent-

gegengesetzter Richtung. Die Adressen aller Kollegen der Brigade hatte ich mir wohlweislich von Frau Neumann im Betrieb geben lassen.
Ich entschloß mich, ihm zu folgen, mußte mich aber beeilen, denn er hatte ziemlichen Vorsprung. Sich seinen Blicken zu entziehen, war nicht schwierig. Die Straßen waren zu dieser Zeit sehr belebt. Er lief in eine Seitenstraße hinein und blieb vor einem vierstöckigen Haus stehen, blickte nach oben zu den Fenstern und ging dann ins Haus. Ich konnte ihm nicht weiter folgen, ohne Gefahr zu laufen, von ihm gesehen zu werden. Es war gut, daß ich in etwa dreißig Meter Entfernung an der Straßenecke hinter einer Litfaßsäule stehengeblieben war, denn Alexander verließ im nächsten Moment schon wieder das Haus. Welche Absicht hatte ihn dorthin getrieben, und weshalb wurde sie wieder von ihm verworfen? Danach schlug er den Weg zum Bahnhof ein und fuhr wahrscheinlich nach Hause.
Ich betrat dieses Haus und betrachtete mir die Namen an den Briefkästen. Manche sauber auf weiße Kärtchen mit Schreibmaschine geschrieben, andere mit dicker, großer, farbiger Schrift in der alten deutschen Schreibweise direkt auf die Briefkästen gemalt. Ich notierte mir alle Namen. Welcher war für Alexander interessant? Wohnt hier Rosemaries Freund? Unter den Vornamen, soweit vorhanden, fand ich aber keinen Fred oder Alfred.
Am nächsten Tag würde ich die Meldekartei durchsehen lassen. Manchmal war die Arbeitsstelle vermerkt. Vielleicht traf jemand von den Bewohnern des Hauses vom Alter und Beruf her auf diesen Freund zu?

Ronny saß mir geraume Zeit gegenüber. Seine Augen hatten jene Traurigkeit nocht nicht verloren, die gestern

schon dem groben Gesicht einen Hauch von Schönheit verliehen hatte. Stille Wehmut ging von ihm aus. War er es, mit dem Rosemarie vorgestern abend ausgegangen war und der sie zum letzten Mal lebend gesehen hatte? Alles, was er mit brüchiger Stimme sagte, deutete nicht darauf hin. Seine Worte klangen glaubhaft. Ich spürte: Er hatte Rosemarie geliebt. War ungelenk, doch zaghaft in ihr Leben getreten. Vielleicht müßte ich besser sagen, sie trat in sein Leben, und er hatte auf seine Art versucht, ihr seine Liebe zu beweisen. Das entnahm ich den Zwischentönen seiner Worte. Da wußte er von ihren Sorgen um die Mutter, ahnte ein Geheimnis um einen Mann, das sie hütete. — Nein, er war es gewiß nicht, der mit ihr aus war. Er wollte sie so gegen acht Uhr abends besuchen, sagte er mir, aber sie war nicht zu Hause. „Sie hat jedenfalls nicht geöffnet. Ich habe auch kein Licht gesehen."

„Und weshalb sind Sie zu ihr gegangen?"

„Sie war so merkwürdig vorgestern nachmittag. Ich kann es nicht erklären. Wie von einer inneren großen Freude erfaßt, die ich selten an ihr bemerkt habe. So erwartungsvoll, als würde sich an diesem Abend noch etwas Besonderes ereignen. Andererseits schien sie mir aber voller Angst. — Wissen Sie, so eine wechselnde Stimmung zwischen Freude und Kummer. Da habe ich mir Sorgen gemacht und wollte mal sehen, was los ist."

Den Rest des Abends wäre er zu Hause gewesen. Die Eltern könnten das bestätigen. Sein Verhalten und Auftreten mir gegenüber festigten meine Überzeugung, daß er mit dem Tod Rosemarie Detlofs nicht in Verbindung zu bringen war. Am gestrigen Vormittag arbeitete er im Betrieb genau wie Alexander.

Dieser gab sich anders. Im Gegensatz zu Ronny trat er

mir männlicher gegenüber. Sein Verhalten war von der Überzeugung geprägt, auf jede Frau anziehend zu wirken. Aufregung war ihm nicht anzumerken. Unauffällig musterte ich seine sportliche Figur, sein ebenmäßiges Gesicht. Ich hoffte, er merkte es nicht. Eng saßen ihm Jeans und Jacke, diese geöffnet wie auch die drei oberen Knöpfe seines hellblauen Hemdes, das den Blick auf eine gebräunte, ein wenig behaarte Brust freigab. Die dunklen, kräftigen Hände hatte er heute ruhig auf seine gespreizten Oberschenkel gelegt. Ich mußte mir eingestehen: Wäre ich zehn Jahre jünger, könnte ich mich in ihn verlieben. Wie gestern saß er aufrecht und selbstbewußt vor mir. Seine klaren blauen Augen waren auf mich gerichtet. Er hörte mir aufmerksam zu und antwortete trotz des Themas ohne Emotionen. War er so kalt, wie er sich gab, und mit viel weniger innerer Anteilnahme als Ronny am Geschick Rosis interessiert, oder wollte er keine Gefühle zeigen? Ich mußte ihn aus der Reserve locken und versuchte es auf die trockene, direkte Art.

„Waren Sie mit Rosemarie näher befreundet?"

„Was verstehen Sie darunter?"

„Haben Sie mit ihr geschlafen?"

Alexander wurde rot. „Nein", antwortete er.

„Wollten Sie?"

Meine Fragen waren ihm unangenehm. Weshalb? Weil eine Frau sie ihm stellte, oder weil er doch nicht so teilnahmslos und überlegen war?

„Ich weiß nicht, was Sie mit dieser Frage bezwecken. Ich möchte Sie Ihnen trotzdem beantworten. Aber nicht in einem Satz."

„Bitte."

„Ich habe bald gemerkt, daß Rosemarie nicht so eine ist, die gleich mit jedem geht. Das hat mir gefallen. Bei

anderen hatte ich es leichter", fügte er leise hinzu. „Ich glaube schon, daß ich mehr von ihr wollte. Aber eines war mir klar: Sie gehörte zu denen, die aufs Ganze gehen, sich nicht mit Halbheiten abgeben. Fest binden will ich mich in meinem Alter jedoch noch nicht."
„Enttäuschte es Sie sehr, daß sie einem anderen den Vorzug gab?"
Alexander blickte einen Moment nach unten, als schämte er sich, vor mir eine Niederlage eingestehen zu müssen.
„Ja", antwortete er dann ruhig. „Ein bißchen schon. Aber für mich war das gut so. Es war gut so", wiederholte er, „weil ich glaube, daß sie für mich zu schade gewesen wäre."
Er schwieg. Ich ließ ihm Zeit.
„Ich mochte sie gern, begriff sie, respektierte sie, aber dann... dann hängt sie sich an einen solchen Fatzke, so einen miesen Spießer. Erkennt nicht, was mit dem los ist, läßt sich einwickeln von diesem, diesem..." Er suchte nach Worten und fügte kaum hörbar hinzu: „Vergißt, wer ihre wirklichen Freunde sind."
„Und wer ist dieser Fatzke, dieser Mann, dem sie Ihrer Meinung nach auf den Leim gegangen ist?"
„Ich weiß nicht, wie er heißt, kenne nur ein Haus, von dem ich annehme, daß er dort wohnt. Bin ihm einmal nachgegangen. Er ging doch nur zu ihr, nicht sie zu ihm, also verheiratet, dachte ich mir. Gestern abend hätte ich ihm am liebsten was erzählt. Habe mir das aber überlegt. Ich wußte ja auch nicht, an welcher Wohnungstür ich klingeln sollte."
„Was wollten Sie ihm denn erzählen?"
„Hat er etwa nichts mit ihrem Tod zu tun?"
Ich antwortete nicht. War alles echt, was Alexander sagte?

„Haben Sie einen plausiblen Grund, diesen Mann so zu hassen?"
„Ich weiß nicht, ob ich ihn hasse, aber finden Sie es richtig, wenn ein verheirateter Mann einem Mädchen, das viel jünger ist als er, das gut aussieht und ein bißchen weltfremd ist, den Kopf verdreht und sich dann nicht entscheiden kann?"
„Vielleicht war schon eine Entscheidung gefallen? Sie können sich doch denken, so etwas geht nicht von heute auf morgen."
„Es geht aber auch nicht über zwei Jahre. Ein Mann muß doch irgendwann wissen, was er will."
„Hat sie jemals mit Ihnen darüber gesprochen?"
„Ja und nein, nicht so offen. Ich weiß, sie litt darunter, daß er nicht frei war. Als ich sie einmal fragte, wie lange sie sich das noch mit ansehen will, hat sie gesagt: ‚So schnell gebe ich die Hoffnung nicht auf.' Und ich hatte den Eindruck, daß er sie ab und zu seelisch aufmöbelte. Wer weiß, was er ihr alles versprach. Dann muß er sie aber immer wieder enttäuscht haben. Und deshalb habe ich eine solche Wut auf den Kerl, können Sie das nicht verstehen? Vielleicht hat er sie sogar umgebracht?"
„Wenn alles so ist, wie Sie erzählen, kann ich Sie schon verstehen", entgegnete ich, ohne auf seine letzte Frage einzugehen. „Aber sagen Sie mir, wo waren Sie vorgestern abend?"
„Zum Training. Ich spiele Fußball. Danach saß ich noch mit Freunden zusammen."
Ich ließ mir Namen und Anschriften nennen.
„Welchen Eindruck hatten Sie vorgestern von Rosemarie?"
„Wir haben uns nur wenig gesehen, weil sie mit der Pfeiffer in Halle drei arbeitete. Nach Feierabend habe ich noch auf sie gewartet, aber sie ist schon vor mir aus

dem Betrieb gegangen, mußte es diesmal sehr eilig gehabt haben, denn im allgemeinen gehört sie nicht zu den Überpünktlichen, was den Feierabend anbetrifft."
Ich bedankte mich und verabschiedete Alexander.

Der Obduktionsbefund war da. Backi brachte ihn mir. Der Bericht bestätigte meine Vermutung: Außer Kohlenoxidvergiftung gab es keine andere Todesursache. Verletzungen irgendwelcher Art wurden nicht festgestellt. Doch ein Detail im Obduktionsbericht ließ mich aufhorchen, warf neues Licht auf die Sache: Rosemarie Detlof war im dritten Monat schwanger gewesen! Das hätte vor Jahren vielleicht noch ein Grund für einen Selbstmord sein können, aber heut doch nicht mehr. Eine unerwünschte Schwangerschaft war doch kein Problem für eine Frau in unserem Staat. Aber sie konnte unter Umständen den Erzeuger in Schwierigkeiten bringen, zum Beispiel dann, wenn sie ihn zwang, sich zu entscheiden, wenn dieser Mann zu jenen Menschen gehörte, die unentschlossen sind, wichtige Entscheidungen immer von anderen erwarten oder diesen der Bequemlichkeit halber aus dem Wege gehen.
Konnte das ein Grund für diesen Mann sein, das Mädchen umzubringen? Nämlich wenn sie das Kind unbedingt haben wollte? Ein Umstand mehr, der für Tod durch dritte Hand sprach. Hinzu kam ein weiteres Ergebnis der gerichtsmedizinischen Untersuchung. Es bestätigte meine Annahme: Die Tote hatte zuerst auf der Seite gelegen, und dann hatte sie jemand auf den Rücken gedreht. Wer veränderte die Lage der Toten und warum?
Noch immer konnte ich mich nicht entschließen, die MUK zu verständigen. Der Fall war außergewöhnlich.

Rechtfertigte das mein weiteres Vorgehen? Ach was, ich würde schon eine Erklärung dafür finden. Ich selbst mußte noch mehr Licht in die Sache bringen. Welche Gründe gab es für den Tod des Mädchens, ob gewollt oder nicht gewollt? Wer trug die Schuld daran? Eine Möglichkeit weiterzukommen bot mir gewiß das Gespräch mit Rosis Mutter. Sie war bereits verständigt.

Eine kleine zierliche Frau, durch einen Körperfehler behindert, saß vor mir. Immer wieder griff sie zum Taschentuch, wischte sich die Augen, weinte, konnte nicht fassen, daß das einzige, was sie auf der Welt hatte, nicht mehr am Leben war.
Schnell faßte sie Vertrauen zu mir. Es schien ihr angenehm, einer Frau gegenüberzusitzen, sie schüttete mir ihr Herz aus. „Ich hätte mich mehr um sie kümmern müssen. Mein kleines Mädchen, allein in dieser großen Stadt, was hatte sie schon?" Mit Tränen in den Augen sah sie mich verzweifelt an. Ich blätterte hastig in den Akten, um meine Erregung zu verbergen.
„Glauben Sie mir, Rosi war ein gutes Kind — und aufrichtig. Sie hat alles für mich getan, alles!" Sie schluchzte.
„Mein kleines Mädchen", wiederholte sie immer wieder, „warum mußte sie sterben?"
„Glauben Sie, daß Ihre Tochter freiwillig aus dem Leben geschieden ist?"
Erschrocken fuhr sie auf. „Nein, niemals, sie würde mich nicht allein auf der Welt zurücklassen. Das kann ich nicht glauben."
„Dann hat jemand sie Ihrer Meinung nach...?" Ich beendete den Satz nicht.
„Ach, ich weiß nicht. Vielleicht war es doch ein Unglücksfall, es muß ein Unglücksfall gewesen sein."

„Frau Detlof, es spricht nichts dafür. Wir müssen mehr über Rosemarie wissen, über ihren Bekanntenkreis."
Frau Detlof begann zu erzählen. Sie holte weit aus, sprach erst von sich, dann von Rosi.
„Meine Jugend war schön, ja..." Versonnen sah sie aus dem Fenster, den Blick in die Ferne gerichtet. „Ich habe nicht darunter gelitten, das müssen Sie nicht glauben." Sie bedeutete mit ihrem Blick, daß sie ihren Hüftfehler für unerheblich ansah.
„Er liebte mich auch so." Ich unterbrach sie nicht, ließ ihren Gedanken freien Lauf.
„Damals wohnte ich noch in Borsfeld — es war ein kleines Dorf — bei einem Bauern. Meine Eltern waren nach dem Krieg in Landsberg geblieben. Ich hab' beim Bürgermeister gearbeitet. Georg kam gerade aus der Gefangenschaft, wußte nicht, wohin. Ein hochanständiger junger Mann."
Ich nickte, wie zur Bestätigung, nichts anderes erwartet zu haben.
„Was wollen Sie. Ich war jung, und er war jung. Da passierte es eben."
Wieder nickte ich und verfolgte aufmerksam ihren Ausflug in die Vergangenheit.
„Seine Eltern waren mit einer Heirat nicht einverstanden. Ich hab' diese Leute nie kennengelernt. — Der liebe Herrgott hat wohl alles so gewollt. Und ich habe seine Prüfung bestanden." Sie schwieg.
„Georg war's auch sehr schwer ums Herz, als wir uns trennen mußten. Seine Frau war verschollen, er mußte sie doch suchen", entschuldigte sie ihn.
Ich war überrascht. So war das also. Er war nicht mehr frei, hatte ihr Zimmer nur als Zwischenstation benutzt, und dann kam Rosi.
„Ihr sollte es nicht so gehen, Rosi verdiente Glück", rief

sie in völlig verändertem Tonfall, dessen Härte den ganzen Hader mit ihrem Schicksal ausdrückte.
„Es war nicht leicht, das können Sie mir glauben.“ Mit heftigem Kopfnicken unterstrich sie ihre Worte. „Meine Eltern, meine Geschwister, was denken Sie, sogar die Tanten, alle schimpften sie auf Georg. Der konnte doch gar nichts dafür. Der hat mich doch geliebt. Was sollte er denn machen, wenn die Eltern absolut nicht wollten? Du sollst Vater und Mutter ehren, nicht wahr? Stimmt doch?“ Wieder nickte ich und begriff: Frau Detlof vermochte Wunsch und Wirklichkeit nicht voneinander zu trennen.
„Und ich habe recht behalten“, sagte sie stolz. „Rosi ist ein braves, intelligentes Kind geworden. Sie hat mich über alles geliebt. Wir sind ja dann auch aus Borsfeld weggezogen. Die neue Wohnung am Rande unseres Dorfes war viel schöner — und der große Lindenbaum vor unserer Tür... Alles war so schön.“
Ihren weiteren Worten konnte ich entnehmen, daß sie wieder als Schreiberin und später als Übersetzerin arbeitete. Ihre Übersetzungen lieferte sie einem Verlag in der nahen Kreisstadt. Sie hatte ehrgeizig, wie sie sich selbst einschätzte, gelernt, viel gelernt. Fremde Sprachen, die sie in ihren Träumen in fremde Länder führten. Von ihnen erzählte sie ihrer Tochter, die ihr begeistert zuhörte.
„Ja, da konnte ich mitreden. Meine Kollegen in der Stadt staunten, was ich alles wußte. Da machte mir keiner so leicht etwas vor.“
Sie hatte das kürzere Bein ausgestreckt, das andere angewinkelt. Mit steifem Arm drückte sie ihre Hand wie zur Bekräftigung mehrmals heftig auf den Oberschenkel des ausgestreckten Beines.
„Schön war es in unserem Dorf. Aber das Leben

heutzutage ist anders. Rosi wollte heraus aus dem Dorf, hinein in die Stadt, einen praktischen Beruf erlernen. Was gab's da schon bei uns, Industrie überhaupt nicht. So ist sie eben weggegangen von mir, vom Dorf, nach Berlin. Eine Schulfreundin hat sie dazu überredet. Was sollte ich machen? Ich wollte ja, daß sie etwas Besseres wird. Vielleicht Lehrerin, Kinderärztin... Aber sie hatte sich in den Kopf gesetzt, etwas Technisches, Handwerkliches, zu erlernen. ‚Na bitte', hab' ich da gesagt, ‚vielleicht kannst du sogar deinen Ingenieur machen.' Und das wollte sie auch."

„Wer ist Freddy, Frau Detlof?" fragte ich, um auf das Thema zu kommen. Meine Frage brachte sie in die Wirklichkeit zurück, konfrontierte sie wieder mit dem, was sie immer noch nicht glauben wollte: mit dem Tod ihrer Tochter.

„Woher wissen Sie von Alfred?"

„Ich habe einen Brief von ihm gefunden", gestand ich ihr.

Frau Detlof senkte den Kopf. „Alfred Neuenfeld. Er machte damals einen guten Eindruck auf mich."

„Wie begann das seinerzeit?"

„Rosi war verändert. Das hab' ich ihr angemerkt. Es war vor mehr als zwei Jahren. Sie blieb nicht ihren ganzen Urlaub bei mir. Einen Teil davon verbrachte sie an der See. Mir ist es sehr schwergefallen, sie für diese Zeit auch noch zu entbehren. Natürlich war mir klar, daß sie eines Tages einen Mann kennenlernen wird, der sie glücklich macht. Schließlich erzählte sie mir nach dem Urlaub von ihm."

„Und was?"

„Ein sehr solider Mann, nicht so ganz jung und keiner von denen, die wenig Bildung haben, wissen Sie. Sie sagte: ‚Mammi, der ist gut zu mir, der weiß was, von dem

kann ich viel lernen.' Und sie hatte recht. Ich habe ihn ja selber kennengelernt. Er interessierte sich für Kunst und Literatur, nicht nur für die im eigenen Land, nein, auch für die fremder Länder. Nebenbei bemerkt, er war auch beruflich mit der Kunst verbunden. Er kam viel herum und wollte Rosi die Welt zeigen."

„Und Ihr persönlicher Eindruck?"

„Sehr wohlerzogen. Er brachte mir immer Blumen oder kleine Geschenke mit." Sie betonte das Wort „immer".

„Und sonst?"

„Na ja, wissen Sie, der erste Eindruck war wirklich gut. Er hat uns auch Fotos aus anderen Ländern mitgebracht. Schließlich wollte er mich sogar mal auf eine Reise mitnehmen. Bestimmt hat er damals ernste Absichten gehabt."

„Und dann?"

„Es waren wohl leere Versprechungen", fuhr sie resigniert fort. „Später ist er nur noch selten nach Langenfeld gekommen, wohl mehr auf Drängen Rosemaries. Er ging mir aus dem Wege. Vielleicht befürchtete er Fragen. Ich hab' aber nicht gefragt, ihn nicht. Rosemarie sollte mir's sagen. ‚Ach, laß mal, Mammi', hat sie geantwortet, ‚mach du dir nur keine Sorgen.'" Wieder standen Frau Detlof Tränen in den Augen.

„Ich habe aber dann gemerkt, worin des Pudels Kern lag. Der Mann war verheiratet. Seine Frau ist eine Xantippe, das hat mir Rosi gesagt, und so etwas gibt es ja. Sie wollte sich nicht scheiden lassen. Aber eins kann ich bis heute nicht verstehen: Warum hat der Mann nicht kurzen Prozeß gemacht?. Die Welt von heute soll doch so modern sein. Hätte er da nicht einen Weg gefunden?"

„Hat Ihre Tochter mit Ihnen über dies Problem gesprochen?"

„Doch, doch. Sie hatte keine Geheimnisse vor mir",

beteuerte Frau Detlof. „Ich konnte ihr aber nicht helfen. Ich habe ihr geraten, auf eine Entscheidung zu drängen."
„Was können Sie mir sonst noch über Herrn Neuenfeld sagen?"
Frau Detlof erzählte, was sie von ihrer Tochter über ihn wußte und was sie sich selbst zusammenreimte.
„Er arbeitete beim Fernsehen. Ob jetzt noch, weiß ich nicht. Dort hat er viel Prämien bekommen für seine gute Arbeit. Ein sehr tüchtiger Mensch. Ja, und seine Kollegen hielten wohl auch viel von ihm."
„Hat Rosi denn welche kennengelernt?"
Einen Moment sah mich Frau Detlof fragend an. „Ich weiß nicht recht. Na, sehen Sie mal, er konnte doch nicht so, wie er wollte. Mit der Frau!"
„Was hat Rosi von ihr erzählt?"
„Ich sagte Ihnen doch schon, so ein Weibsbild, faul."
„Das hat Rosi Ihnen erzählt?"
„Aber nein, nicht so. Nur von dem Hause und dem Auto und was sie alles mit in die Ehe gebracht hat. Na ja, und dann ist sie doch so um die fünfundzwanzig Jahre älter als Rosi."
Aha. Also alles in allem hatte Neuenfeld ein gemütliches Zuhause. Dort eine Frau, einige Jahre älter als er, die sich nicht mit dem Gedanken abfinden wollte, daß ihr Mann sie verlassen könnte. Auf der anderen Seite ein junges, frisches Mädchen und dessen Mutter. Beide leicht zu beeindrucken, Träumerinnen, jede auf ihre Weise. Das hatte er offenbar schnell herausgefunden. Er begeisterte sie für sich. Ein Mann mit großer Ausstrahlungskraft. Sie hielten ihn für solide, ehrlich, tüchtig. Und seine Frau eine Xantippe? Zu einem Zeitpunkt, wo mir Frau Detlof abgeklärter schien, wollte ich noch diese eine Frage stellen.
„Ich muß Sie noch etwas fragen, Frau Detlof."

„Ja?“ Mein Tonfall hatte sie aufhorchen lassen.
„Sagen Sie bitte, hat Ihnen Rosi etwas von ihrer Schwangerschaft gesagt?“
Diese Reaktion hatte ich allerdings nicht erwartet. Meine Frage warf Frau Detlof um. Mäuschen lief nach einem Glas Wasser.
Das Gespräch mit ihr hatte mir Klarheit darüber verschafft, daß Rosmarie ein sensibles, phantasievolles Geschöpf war, in vieler Hinsicht psychisch von ihrer Mutter geformt, nicht ohne Schwermut, aber immer voller Hoffnung auf ein nach ihren Vorstellungen erfülltes Leben. Und darin spielte Alfred Neuenfeld seit zwei Jahren eine dominierende Rolle.
Ich führte Frau Detlof aus dem Zimmer. Sie wollte einige Tage in Berlin bleiben. Mäuschen half ihr, eine Unterkunft zu finden.

Backi hatte die Arbeitsstelle Alfred Neuenfelds ermittelt. Neuenfeld war Mitarbeiter der Deutschen Post im Range eines Postrates und arbeitete als stellvertretender Abteilungsleiter beim Fernsehen in der Studio-Technik. Er reiste beruflich oft ins Ausland. Wie sich herausstellte, war er für einige Tage nach Warschau. Günstig für mich, um mit seiner Frau zu sprechen. Auch interessierte mich, wie er sich in seinem Tätigkeitsbereich gab, mit seinen Kollegen auskam, was seine Mitarbeiter über ihn dachten, und vor allem, worin seine Anziehungskraft lag. Soviel hatten die Rückfragen Backis bereits ergeben: Theoretisch könnte Neuenfeld Rosis Mörder sein. Er hatte an ihrem Todestag die Möglichkeit, sie ohne Wissen anderer aufzusuchen; denn an diesem Donnerstag kam er erst gegen fünfzehn Uhr zum Dienst. Wahrscheinlich war Neuenfeld auch ihr Begleiter am Abend vor ihrem Tod, sofern sie überhaupt von jemendem begleitet

wurde. War er der geheimnivolle Besucher, der das tote Mädchen in eine andere Lage brachte? Besaß er die fehlenden Wohnungsschlüssel?

„Soso, um meinen Stellvertreter geht es also", meinte Dr. Roland, der Abteilungsleiter. Er sog an seiner Zigarre. „Alfred Neuenfeld ist seit zwei Jahren mein Stellvertreter. Neuenfeld hat langjährige berufliche Erfahrungen, besonders auf unserem speziellen Arbeitsgebiet besitzt er hohes fachliches Können. Auch seine Einsatzbereitschaft ist zu loben. Aber persönlich..." Dr. Roland hob bedauernd die Schultern. „Wir haben nicht familiär verkehrt. Da müßten Sie meinen Mitarbeiter, Kollegen Breitenburg, fragen."
„Wie schätzen Sie ihn denn ein? Ich meine, nicht nur beruflich."
„Hm. Also seine Arbeit macht er gut. Daran ist nichts zu tippen. Natürlich hat er auch Schwächen. Beispielsweise entscheidet er nicht gerne."
„Und weiter?"
„Nun, eine Eigenart von ihm ist, Dinge, die niemand beachtet, zu entdecken, so interessant zu machen, daß andere ins Staunen geraten, sich dafür begeistern."
„Also übertreibt er?"
„Nein, das will ich nicht sagen. Er hat eben Spaß daran, zu entdecken und zu erzählen, da muß man einfach auf ihn aufmerksam werden."
„Und sein Verhältnis zu den Mitarbeiterinnen?"
„Nicht schlecht. Kennen Sie ihn persönlich?"
„Nein, noch nicht."
„Nun, er ist kein besonders gut aussehender Mann, aber Frauen gegenüber entwickelt er großen Charme. Das nimmt sie für ihn ein. Fragen Sie mal unsere Frauen. Und er ist sehr hilfsbereit. Übernimmt beispielsweise

Reparaturarbeiten an elektischen Geräten, malt Küchen, tapeziert Stuben."
„Und wie steht er zu seiner eigenen Frau?"
„Kann ich nicht beurteilen. Ich weiß nur, daß seine Frau ein paar Jahre älter ist als er. Eine recht herbe Frau. Am besten, Sie fragen auch hierzu Kollegen Breitenburg. Wenn Sie natürlich mit Ihrer Frage darauf hinauswollen, ob Neuenfeld mal einen Seitensprung macht, dann würde ich sagen: Zuzutrauen ist es ihm schon, wenn damit nicht die Pflicht zu einer Entscheidung verbunden ist."
„Können Sie konkret werden?"
„Tut mir leid, nein. Im vorigen Jahr kam mir nur zu Ohren, daß Frau Neuenfeld gelegentlich hier anrief und sich nach dem Aufenthalt ihres Mannes erkundigte, weil er nachts nicht nach Hause gekommen war. Ich habe dieser Sache keine Bedeutung beigemessen."
Während unseres Gesprächs kam einige Male eine Mitarbeiterin Dr. Rolands ins Zimmer, hatte dies und jenes schnell vorzulegen oder etwas aus den Schränken seines Arbeitszimmers zu holen. Bei dem Namen Neuenfeld glaubte ich zu spüren, wie sie im Schritt verhielt.
„Wer ist diese Kollegin?" fragte ich, als sie das Zimmer wieder verlassen hatte.
„Das ist Helga Riethmüller, unsere technische Zeichnerin. Eine zuverlässige Mitarbeiterin, dreiunddreißig Jahre alt."
Bei dem Namen „Riethmüller" stutzte ich.
„Wissen Sie zufällig, wo sie wohnt?" Ich mußte an das Haus denken, in das Alexander vor einigen Tagen ging. Ich zog meine Aufzeichnungen aus der Tasche.
„Sie wohnt in der Rhinstraße, die Hausnummer weiß ich nicht", sagte Dr. Roland nach einigem Überlegen.

Rhinstraße, natürlich. Das war die Straße. Hierher also hatte Alexander seinerzeit Alfred Neuenfeld verfolgt. Mit wenig Vorstellungskraft konnte ich mir etwas zusammenreimen.

Ich suchte den Kollegen Breitenburg in seinem Arbeitszimmer auf. Breitenburg — ein fünfundfünfzigjähriger untersetzter Mann — begegnete mir offensichtlich mit Mißtrauen. Der weibliche Hauptmann schien ihm nicht zu schmecken. Jedenfalls zeigte er kein besonderes Entgegenkommen. Das ärgerte mich. Jetzt, wo ich nahe daran war, Neuenfeld noch besser kennenzulernen, wollte ich auch nicht vor diesem querelen Mann haltmachen.

„Hören Sie, lieber Herr Breitenburg. Es geht hier nicht um einen Karnickeldiebstahl, sondern um die Aufklärung eines unnatürlichen Todesfalles. Ich hoffe, Sie haben genug Phantasie, um sich darunter etwas vorstellen zu können. Ich erwarte von Ihnen offene und ehrliche Antworten und denke, daß Sie auch den Mund anderen gegenüber halten können. Ist das klar?" Meine Worte hatten gesessen. Breitenburg bot mir Platz an und setzte sich selbst auch. Es bedurfte nur weniger Fragen, um ins Gespräch zu kommen.

„Meine Frau und Frau Neuenfeld sind befreundet. Haben sich vor Jahren bei einem Betriebsvergnügen kennengelernt, und nun glucken sie dauernd beisammen." Mit Nachdruck fügte er gleich hinzu: „Aber das eine sage ich Ihnen, junge Frau, für dieses Weibergewäsch habe ich nicht fiel übrig. Die Hälfte davon ist Unsinn."

Du meine Güte, hatte er eine Meinung von Frauen. „Und die andere Hälfte?" fragte ich.

„Hm. Alfred Neuenfeld ist nicht gerade mein Freund,

aber arbeiten kann er. Fällt auch nie aus der Rolle. Nicht einmal, wenn ich ihn provoziere." Jetzt war sogar ein leichtes Schmunzeln um Breitenburgs Mund zu entdecken. Der alte Fuchs schien sich selbst ganz gut zu kennen.
„Wegen unserer Frauen besuchen wir uns hin und wieder, gehen mal zusammen angeln und fachsimpeln."
„Er soll sehr hilfsbereit sein, sagt Ihr Chef, besonders Frauen gegenüber."
„Ja, das stimmt. Aber ganz selbstlos ist das nicht. Da gebe ich der Vera Neuenfeld recht. Sehen Sie sich doch die Frauen an: alleinstehend und keine über vierzig."
„Ach, so ist das."
„Ja, seine Weibergeschichten passen mir auch nicht."
„Welche meinen Sie?"
Breitenburg zögerte. „Mit Helga Riethmüller zum Beispiel. Das ist schon eine Weile her, na schön. Da will ich nicht einmal soviel gegen sagen. Die ist alt genug, will auch nicht mehr als 'ne Liebelei. Aber die andere." Er stockte.
„Welche andere?"
„Ich kenne ihren Namen nicht. Ein junges Mädchen aus ‚Robotur'. Er hat mir von ihr erzählt. Die wäre eine, wegen der er zum ersten Mal über den Sinn seiner Ehe nachgedacht habe. Wenn er zwei Leben hätte, würde er eines mit seiner Frau verbringen und das zweite mit diesem Mädchen."
Also war Neuenfeld doch nicht so temperamentlos, wie anfangs von Breitenburg beschrieben.
„ Warum hat er Ihnen das erzählt?"
„Das weiß ich auch nicht. Vielleicht, weil ich seine Frau kenne und er glaubt, ich müßte daher seine Amouren verstehen."
„Welchen Eindruck macht denn seine Frau?"

Ich kann nicht sagen, daß sie schlecht ist. Aber mir als Mann nicht besonders sympathisch. Sehr herb, trocken und rechthaberisch. Durchaus nicht dum, nein, durchaus nicht. Vera merkt, daß er immer neue Schliche sucht, um sie zu hintergehen. Sie findet sich natürlich nicht damit ab, und weil sie klug ist, hat sie laufend neue Ideen, um ihn an sich zu binden. Das muß damals schon bei der Heirat mit dem Haus und dem Gründstück begonnen haben. Beides hat sie von ihren Eltern geerbt. Sie versucht, ihm allerlei Hobbys aufzuschwatzen oder welche bei ihm zu entdecken, und dann wird eben angeschafft, dieses und jenes. Zum Beispiel ein Motorboot, dann das Auto, später interessierte sie ihn für Tennis. Und sportlich ist sie ja, da macht sie alles mit. Sogar das Angeln. Das ist wirklich ein Hobby von ihm. Beweist ihm durch stundenlanges Im-Wasser-Stehen am Uferrand, wieviel Spaß ihr die Sache macht, auch wenn sie dabei kalte Füße bekommt und sich langweilt."

„Haben Sie das junge Mädchen persönlich kennengelernt?"

„Kennengelernt ist zuviel gesagt. Einmal hat sie am Betriebsausgang gestanden. Sehr hübsch, dunkelhaarig. Machte einen schüchternen Eindruck. Er zeigte sie mir schon von weitem. Wollte Furore mit ihr machen. Na, und angeben konnte man mit diesem Mädchen schon. Wollte mir altem Knaben wohl zeigen, was er noch für ein Kerl ist und welche Chancen er noch hat. Ich sagte nur zu ihm: ‚Das könnte ja deine Tochter sein.' — ‚Na und?' hat er geantwortet. — Später, besonders in letzter Zeit, schien er mir bedrückt, wollte aber nicht mit der Sprache heraus. Ich habe ihm meine Hilfe angeboten. ‚Dabei kannst du mir nicht helfen', meinte er nur. Ich ahnte, daß er diesmal ernsthaft in Schwierigkeiten steckte. ‚Dann entscheide dich doch endlich', forderte ich

ihn auf. ‚Würdest du so ohne weiteres alles aufgeben, was du hast?‘ fragte er mich da. ‚Na, und an das Mädchen denkst du wohl gar nicht. Erst Flausen in den Kopf setzen, und wenn's drauf ankommt, kneifen‘, hab' ich ihm entgegengehalten.“
Breitenburg überlegte. „Kürzlich sagte er mir: ‚Nun hat sie auch noch diese Wohnung bekommen. Sie denkt doch, ich ziehe zu ihr.‘ — ‚Na bitte‘, habe ich zu ihm gesagt, ‚was willst du noch mehr. Eine junge Frau ist da, eine neue Wohnung auch.‘ Er hat nicht gleich geantwortet, sah mich auf meine Worte unsicher an und kam endlich damit heraus: ‚Würdest du in meinem Alter noch Vater werden wollen? Ich jedenfalls nicht.‘ Da war ich baff, das können Sie mir glauben. Neuenfeld hat mir das angesehen. ‚Da staunste, was?‘ fragte er mich. ‚Und sie will das Kind unbedingt haben.‘
„Wann war das genau?“ unterbrach ich Breitenburg.
„Warten Sie, das ist vor acht Tagen gewesen.“
„Also gestern vor einer Woche, an einem Montag?“
„Ja.“
Ich dachte nach. Vorigen Mittwoch war Rosi gestorben. Seit Donnerstag früh war Neuenfeld in Warschau. Heute hatten wir Dienstag, und Neuenfeld wurde übermorgen zurückerwartet. Ich mußte mich beeilen.
„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mal mit Ihrer Frau spreche?“
Breitenburg schaute mich fragend an. „Wenn Sie sich etwas davon versprechen“, antwortete er.
Allzuviel hielt der ja wirklich nicht von Frauen, nicht einmal von seiner eigenen.
„Aber meine Frau redet ein bißchen viel, nehmen Sie ihr das nicht übel. Sie hat nicht viel Unterhaltung. Arbeitet am Band, sechs Stunden am Tag. — Morgen vormittag ist sie zu Hause.“

Ein bißchen Verständnis für die Redseligkeit seiner Frau schien er ja doch aufzubringen. Einen Augenblick schwiegen wir.
„Nun verraten Sie mir aber, um wen geht es, etwa um dieses junge Mädchen?“ Gespannt sah er mich an.
„Ja, es geht um dieses junge Mädchen. Es ist tot, und die Umstände ihres Todes müssen geklärt werden“, antwortete ich.
Breitenburg holte durch die Nase tief Luft, zog dabei das Wasser hoch und schnaufte vernehmlich. Eine Verlegenheitspause entstand.
„Viel Erfolg bei der Klärung. Wenn Sie noch Fragen haben, abends bin ich immer ab neunzehn Uhr zu Hause.“
Er reichte mir die Hand. Ich bedankte mich für das Angebot und verabschiedete mich. Da fiel mir plötzlich die Riethmüller wieder ein.
„Sagen Sie, hat er zu Frau Riethmüller immer noch nähere Beziehungen?“
„Sicher bin ich mir da nicht. Manchmal wird er wohl die Gelegenheit noch wahrnehmen. Ich schließe das aus ihren vertraulichen Gesprächen, die sie miteinander führen, wenn sie sich unbeobachtet fühlen.“
„Ist das nicht ein bißchen eigenartig?“ fragte ich. „Einerseits möchte er ein Leben für seine Frau und eins für Rosemarie Detlof haben, und nun noch diese Riethmüller? Wie reimen Sie sich das zusammen?“
„Die Riethmüller ist so ein Typ, die sich unentbehrlich machen kann, die ‚unverstandenen Männern‘ helfen will. Und Alfred zwingt ja nichts, mit ihr zu brechen.“
„Glauben Sie etwa, daß sie auch von den Beziehungen Neuenfelds zu dem jungen Mädchen wußte?“
„Das halte ich für möglich.“
Ich versuchte, heute noch mit dieser Frau ins Gespräch

zu kommen. Etwas anderes konnte ich ohnehin nicht mehr erledigen. Morgen wollte ich Frau Breitenburg und Frau Neuenfeld aufsuchen. Dann wären alle annähernd wichtigen Personen befragt, die Licht in den Fall bringen konnten. Also auf zur Riethmüller.

Die Wohnung war klein. Was aus diesen rund dreißig Quadratmetern Wohnfläche zu machen war, ist gemacht worden. Ein gemütliches warmes Nest. Die eigenwillige Innenausstattung schuf eine Atmosphäre, in der man sich sofort wohl fühlte.
Es fiel nicht schwer, sich vorzustellen, wie Alfred Neuenfeld sich auf den kuschligen Sitz- und Liegeplätzen rekelte.
Die Riethmüller schien gar nicht so abweisend, wie ich befürchtete. Hellhörig, wie sie war, hatte sie sehr wohl den Grund meines Besuches bei Ihrem Chef mitbekommen.
„Wissen Sie, ich habe zweimal Pech gehabt mit meinen Männern", erklärte sie mir, als sie uns Wein einschenkte. „Der eine hatte nur seinen Beruf im Kopf, kein Interesse für meine Angelegenheiten. Er brauchte nur eine gute Hausfrau. Der andere nutzte meine Gefühle hemmungslos aus, um seine eigenen Wege zu gehen, die leider viele Frauen kreuzten. Mein ständiges Verzeihen war von ihm einkalkuliert. Bis ich die Nase voll hatte. Bei Alfred Neuenfeld ist das anders. Er will nichts von mir außer ein wenig Zuneigung und Verständnis für berufliche und private Probleme. Ich will nichts von ihm außer ein bißchen Liebe und Aufmerksamkeit. Beides bringt er mit. Und ich schätze an ihm, daß er auch mir zuhören kann. Alles andere interessiert mich nicht."
„Auch nicht, wenn außer seiner Frau noch jemand da ist, dem er sich verpflichtet fühlt?"

„Ach, darauf spielen Sie an. Ja, er hat mir davon erzählt, und ich glaube, die Sache ist jetzt ausgestanden."
„Was hat er Ihnen erzählt, und was soll ausgestanden sein?"
„Vor einem halben Jahr gab er zu, daß er vor längerer Zeit eine Dummheit begangen hätte. Er lernte ein junges Mädchen kennen und verführte es. Es sollte keine lange Affäre werden, aber das Mädchen war sehr anhänglich. Ich habe ihm geraten, keine Hoffnungen zu nähren und dem Mädchen klaren Wein einzuschenken. Das hat er dann auch getan. Vor etwa zwei Monaten sagte er mir, daß er mit dem Mädchen endgültig Schluß gemacht hätte. Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Er hat mir immer alles erzählt."
So, hat er das, fragte ich mich im stillen. Überschätzte Frau Riethmüller da nicht die Offenheit Neuenfelds ihr gegenüber?
Helga Riethmüller sah mich an. „Sagen Sie, Sie glauben doch nicht etwa, daß Alfred Neuenfeld mit dem Tod des Mädchens in Zusammenhang zu bringen ist?"
„Ich überlasse es Ihnen, Schlüsse zu ziehen." Unvermittelt fragte ich: „Wußten Sie auch von der Schwangerschaft dieses Mädchens?"
Frau Riethmüller sah mich entgeistert an.
„Was erzählen Sie da?" Ihre Reaktion ließ keinen Zweifel aufkommen. Nichts hatte Alfred Neuenfeld davon gesagt.
Warum eigentlich nicht?
Auf dem Nachhauseweg resümierte ich: Neuenfeld brauchte wohl eine solche Frau wie Helga Riehtmüller, unkompliziert, ohne Ansprüche. Die Zuneigung zu seiner Frau war erloschen, und Rosemarie war zu jung für ihn und voller Forderungen.

Breitenburgs wohnten im nördlichen Stadtbezirk. Frau Breitenburg erwartete mich. Der Kaffee stand schon auf dem Tisch in der offenen Loggia. Die Sonne hatte eben die Geranien auf dem Balkonrand erreicht, nicht lange, und wir saßen im schönsten Sonnenschein. Bestimmt hatte Breitenburg ihr eingeschärft: „Und rede nicht soviel, Elfriede!" Ich würde es merken.

„Langen Sie zu, junge Frau!" Sie wies mit der Hand einladend auf einen Berg Kuchen. Lebhaft war diese rundliche und freundliche Frau. Sie schien bereit, mir weiterzuhelfen. Doch bevor ich gezielt fragen konnte, plauderte sie auch schon drauflos. Von ihrem Mann und dessen Arbeit, von seinen Kollegen und seinem Leiter, auf den sie große Stücke hielt. Dann schilderte sie mir in aller Ausführlichkeit, wie sie das Ehepaar Neuenfeld kennenlernte. Mir blieb nichts anderes übrig, als Frau Breitenburg zu unterbrechen; denn ich mußte auf den Kern der Sache kommen: auf das Problem der Ehe Neuenfeld.

„Hören Sie, Frau Breitenburg..." Ehe ich weitersprechen konnte, begann sie unvermittelt davon zu reden, als hätte sie meine Gedanken erraten.

„Wissen Sie, Vera scheint nach außen hin sehr überheblich, manchem gegenüber herablassend. Sie ist nicht dumm und möchte das auch jedem beweisen. Ich glaube, dahinter versteckt sie nur ihre Unzufriedenheit. Denn sie ist nicht zufrieden mit ihrem Leben. Sehen Sie mal: Von ihren Eltern ist sie verwöhnt worden. Nach dem Abitur arbeitete sie ein bißchen im Geschäft des Vaters, dann heiratete sie. Seitdem gab's nichts außer Mann, Haus und Garten. Das Haus und den Garten hat sie noch, aber den Mann? Sie will eben nicht alleine sein. Da hadert sie mit jedem, der ihr irgend etwas von dem wegnehmen könnte, was Alfred Neuenfeld ihr noch an Zuneigung zu bieten hat. Verständlich. Daß sie mich duldet, na ja, einen

Menschen braucht jeder, mit dem er ein offenes Wort reden kann. Sie spricht sich natürlich nur dann aus, wenn ihr das Wasser bis zum Halse steht; denn es kostet diese stolze Frau Überwindung. Ich mache ihr auf meine Art Mut. Nicht so, daß sie es als Hilfe empfindet. Sie will nicht gern jemandem Dank schulden."

„Sie sagten, Alfred Neuenfelds Zuneigung seiner Frau gegenüber sei nicht mehr sehr groß. Können Sie mir das näher erklären?"

„Das hat die Vera behauptet. Aber etwas Genaues hat sie nicht gesagt. Ich selbst muß Ihnen ehrlich gestehen: Mir ist der Alfred gar nicht so unsymphathisch. Er bringt mir immer Blumen mit, macht mir über meine selbstgeschneiderten Kleider Komplimente. Na ja, aber..."

„Was, aber?"

„Etwas war ja wohl dran an dem Gerede der Vera. Mein Mann, der es schon lange wußte, kam erst gestern mit der Sprache heraus. Hat mir von Alfreds Verhältnis erzählt und von dem Tod des Mädchens. Es tut mir leid um diese junge Frau. Sicherlich hat sie ernste Absichten gehabt... Nun braucht Vera keine Angst mehr zu haben, daß ihre Ehe auseinandergeht."

„Hatte sie darum Angst?"

„Ja, bestimmt. Besonders in den letzten Wochen merkte ich das. Vorher war sie sich Alfreds immer sicher. Sie war überzeugt davon, daß er ihr trotz seiner Seitensprünge immer wieder aus der Hand fressen würde. Sie glaubte ihn mit allerlei Dingen binden zu können. Und das gelang ihr auch. Diesmal muß sie gemerkt haben, daß mehr dahintersteckte. Nicht nur eine Affäre zu seiner eigenen Selbstbestätigung, sondern eine tiefere Zuneigung, die er nicht ihr, sondern einer anderen Frau entgegenbrachte."

„Was wollte sie denn dagegen unternehmen?"

„Sie wollte ihn mürbe machen, die Entscheidung hinauszögern. Sie kennt ihren Mann. Der nimmt Hindernisse nicht gern in Kauf. Vera ist zu allem fähig, nur um ihren Mann zu halten."
Ich stutzte. Mir kam ein Gedanke, der bisher in meinen Überlegungen noch keine Rolle spielte. Aber das war sicherlich absurd. Trotzdem fragte ich: „Auch zu einem Mord?"
„Um Gottes willen. Sie nehmen doch nicht etwa an...?" Frau Breitenburg hielt einen Moment inne, um gleich wieder fortzufahren: „Ich rede und rede, rede so viel, um andere damit noch ans Messer zu liefern. Paul hat doch recht, ich sollte mehr überlegen beim Reden. — Sie suchen also einen Mörder?" Sie schluckte.
„Nein, nein, Frau Breitenburg, beruhigen Sie sich. Ganz so ist es nicht. Sie liefern hier auch niemanden ans Messer. Wir wissen nicht einmal, ob ein Mord vorliegt. Aber wenn einer vorliegt..." Ich machte absichtlich eine Pause, um ihre Reaktion abzuwarten. Sie goß unsicher die Kaffeetassen wieder voll.
„Bei allem, was die Neuenfelds nicht gerade liebenswert macht, kann ich nicht glauben, daß einer von ihnen fähig wäre, jemand kaltblütig umzubringen. Nein, bestimmt nicht."
„Manche Handlungen geschehen nicht kaltblütig, sondern im Affekt. In einer Situation, in der jemand plötzlich keinen Ausweg mehr sieht, nicht mehr klar denken kann, von anderen gereizt wird. Er will sich aus dieser Situation befreien und handelt spontan, ohne Überlegung."
Frau Breitenburg sah mich groß an. Ich merkte, wie sie meine Worte verarbeitete.
„Ja", sagte sie dann und holte tief Luft. „Da möchte ich wohl für keinen von beiden die Hand ins Feuer legen."

„Für keinen von beiden", sagte sie. Und sie kannte das Ehepaar seit Jahren.
Aber eins war mir nicht klar, falls es einen Täter gab (der Obduktionsbefund enthielt nichts, was auf eine tätliche Auseinandersetzung schließen ließ), auf welche Weise sollte Rosemarie veranlaßt worden sein, das Gas gegen ihren Willen einzuatmen?
Ich bedankte mich bei Frau Breitenburg. Bei ihrem Mitteilungsbedürfnis war nicht auszuschließen, daß sie Vera Neuenfeld telefonisch von meinem Besuch erzählte. Das wollte ich vermeiden. Deshalb bat ich sie eindringlich, Frau Neuenfeld nicht anzurufen. Frau Breitenburg versprach es.

Die Hirtenstraße befand sich in Glienicke. Das kurze Stück Weg zum Haus der Neuenfelds legte ich zu Fuß zurück. Das Haus mit dem Giebeldach machte äußerlich einen soliden Eindruck. Unten einige Räumlichkeiten, oben, den Fenstern nach zu urteilen, auch noch zwei Zimmer. Relativ groß und gepflegt war das Grundstück. Der Weg bis zum Eingang des Hauses betoniert — wie auch der Weg, der zur Garage hin abbog. Ich klingelte.
Aus der Verandatür trat sie heraus. Groß, schlank, hager. Sie trug lange Hosen, einen Pulli und darüber eine Gartenschürze. In der Hand hielt sie eine kleine Schaufel. Als ich mich ausgewiesen hatte, gab sie mir die Hand, nannte ihren Namen und brachte ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck, daß die Kriminalpolizei hier in diesem ruhigen Nest zu tun habe. Dann führte sie mich in eins der Wohnzimmer und entschuldigte sich für einen Moment. Sie habe gerade Zimmerpflanzen umgetopft und wolle sich die Hände waschen. Inzwischen sah ich mich ein wenig um. Auf den großen, schweren Möbeln war nirgends ein Stäubchen zu entdecken.

Nachdem sie wieder das Zimmer betreten hatte, fragte sie freundlich: „Ist etwas passiert, geht es um einen meiner Nachbarn?"
„Nein, Frau Neuenfeld, es geht mehr um eine persönliche Sache."
„Soo? Ich kann mir nicht denken, was die Kriminalpolizei mit mir zu besprechen hätte."
Ich schwieg.
„Oder ist etwas mit meinem Mann passiert?" fragte sie besorgt. Sie hatte sich mir gegenüber in einen Sessel gesetzt und zündete sich eine Zigarette an. Noch immer wartete sie auf meine Antwort.
„Es geht um den Tod von Rosemarie Detlof."
Kühl und sachlich hatte ich diesen Satz ausgesprochen. Der Ton meiner Worte blieb in der Luft hängen wie die Rauchwolke aus Frau Neuenfelds Zigarette. Ich hatte sie bei meinen Worten nicht aus den Augen gelassen. Obwohl sie sich bemühte, keinerlei Reaktionen zu zeigen, hatten sich ihre Nasenflügel aufgebläht, und ein unguter Zug zog sich um ihren Mund. In ihren Augen blitzte für den Bruchteil von Sekunden Genugtuung auf. Dann blies sie den im Mund angesammelten Zigarettenrauch langsam mit vorgeschobenen Lippen heraus. Gesicht und Augen nahmen wieder einen gleichgültigen Ausdruck an.
„Ich kenne das Mädchen nicht."
Sie sagte „Mädchen". Ich hatte ihr nur den Namen, nicht das Alter der Frau genannt.
„Frau Neuenfeld, machen wir uns doch bitte nichts vor. Ich meine ganz konkret die Freundin Ihres Mannes. Sie kannten sie!"
Vera Neuenfeld war aufgestanden und lief im Zimmer umher, ohne etwas zu sagen. Mit der flachen Hand schlug sie wiederholt gegen ein Möbelstück, so, als wollte sie

damit ausrufen: Sie ist tot, sie ist tot, sie ist tot! Sie setzte sich wieder und bat um Entschuldigung.
„Sie können mir helfen, ihren plötzlichen Tod zu klären."
Vera Neuenfeld starrte mich sekundenlang aufmerksam an. Ich erriet ihre Gedanken. „Frau Neuenfeld, die Umstände ihres Todes sind recht merkwürdig."
„Aha", sagte sie. „Wann ist sie denn gestorben?"
„Am Mittwoch, Mittwoch voriger Woche."
„Vorigen Mittwoch", wiederholte sie langsam, als hole sie diesen Tag in ihr Gedächtnis zurück.
„Wie lange wußten Sie von dem Verhältnis zwischen Ihrem Mann und Rosemarie Detlof?"
„Wußten, was heißt wußten!" rief sie ungehalten aus.
„Frau Neuenfeld, wenn Sie Ihrem Mann etwas Gutes tun wollen, hilft nur äußerste Offenheit. Und schließlich frage ich nicht aus persönlicher Neugier. Das dürfte Ihnen wohl klar sein."
„Also schön, wenn Sie meinen." Sie versuchte, ihre innere Erregung zu verbergen.
„Natürlich hatte ich erst keine Ahnung, merkte es dann aber bald und habe ihm das vorgehalten. Er gab es auch zu, allerdings viel später, als..." Sie verstummte.
„Als?"
„...als es früher bei solchen Geschichten der Fall war. Und diesmal wollte er auch Schluß machen damit. Er machte aber nicht Schluß. Immer wieder drängte ich ihn. Und dann kam doch dieses junge Ding zu ihm mit der Behauptung, daß es ein Kind von ihm bekommt. Für mich war klar, daß das eine Lüge ist. Mit dieser Story versuchen es doch alle."
„Und wenn doch mehr hinter dieser Beziehung steckte als sonst? Außerdem kannten Sie das Mädchen nicht näher. Warum sollte nicht stimmen, was es sagte."

Sie war erneut aufgestanden und lief auf und ab.
„Ja, ja, verdammt, vielleicht haben Sie recht. Vielleicht war von seiner Seite diesmal mehr dahinter. Aber das eine versichere ich Ihnen: Scheiden lasse ich mich nie, nie, nie!“ Ruhiger setzte sie hinzu: „Es ist mein Mann, mit dem ich zweiundzwanzig Jahre verheiratet bin, und ich lasse ihn mir von niemandem wegnehmen.“ Im selben Moment schien ihr die Bedeutung dieser Worte bewußt zu werden, denn ihr Gesicht entspannte sich. Sie nahm wieder Platz. Die Gefahr war ja nun vorbei, aber änderte das etwas an dem Verhältnis zu ihrem Mann?
„Hat Ihr Mann denn die Scheidung gewollt?“
„Der gewollt — daß ich nicht lache. Mein Mann hat noch nie genau gewußt, was er wollte. Wenn ich ihn wegen einer solchen Sache zur Rede stellte, war er immer kleinlaut, hat mir Abbitte geleistet, geweint. Aber diesmal?“
Das „aber diesmal“ kam hilflos.
„Diesmal meinen Sie, war es anders?“
„Vielleicht. Er wollte nicht gleich aufgeben. Das kannte ich überhaupt nicht an ihm. Aber ich wollte auch nicht aufgeben, schon gar nicht wegen einer Jüngeren. Die hätte immer noch einen passenden Mann gefunden. Habe ich nicht recht?“ Sie wartete keine Antwort ab und redete sich wieder in Rage.
„Und da habe ich es darauf angelegt. Ich habe ihn gefragt, ob er denn wohl keinen Verstand mehr hat, will er diesem Mädchen etwa glauben? Und wenn es stimmen würde mit dem Kind, will er sich mit fünfundvierzig noch mit der Verantwortung um ein Kind belasten? Jetzt, wo er alles hat, seine Ruhe, seine Hobbys?“ Sie schwieg einen Moment und sah mich eindringlich an. Etwas ruhiger fuhr sie fort: „Ich erinnerte ihn auch an die schönen Reisen, die wir gemeinsam machten, an schöne

Erlebnisse, fragte ihn, ob er denn alles das aufgeben möchte, was er sich geschaffen hat."
Ich konnte mir nicht verkneifen zu bemerken: „Und sind Sie davon überzeugt, daß Ihr Mann nicht nur aus Bequemlichkeit bei Ihnen bleibt?"
Damit hatte ich wohl einen wunden Punkt getroffen.
„Hören Sie, Sie müssen das verstehen. Ich meine... sicherlich habe ich mich schäbig verhalten, aber ich kann nicht mehr auf ihn verzichten. Jetzt mit fünfzig noch einmal von vorn anfangen, das kann keiner von mir verlangen. Ich habe in diesem Alter keine Chance mehr, neu zu beginnen." Ihr schossen die Tränen in die Augen. Sie sprang auf und lief aus dem Zimmer.
Sie tat mir leid. Diese Frau hatte Angst vor der Einsamkeit.
Sie kam zurück und legte mir ein paar Wohnungsschlüssel auf den Tisch. „Hier haben Sie. Es sind die von der... der Rosemarie. Er hat sie bei sich gehabt. Ich habe sie gefunden."
Die Tatsache, daß Rosemarie Detlofs Wohnungsschlüssel vor mir lagen, verwirrte mich. Dafür gab es eigentlich nur eine Erklärung: Neuenfeld war als letzter in der Wohnung gewesen, bevor Rosemarie von der Feuerwehr tot aufgefunden wurde. Er mußte es auch gewesen sein, der die Tote in eine andere Lage brachte. Führte er ihren Tod herbei? Hat er ihn miterlebt und nichts dagegen unternommen?
„Das scheint Sie gar nicht zu interessieren?" vernahm ich die Stimme Vera Neuenfelds.
„Hören Sie, wo war Ihr Mann Dienstag abend vor einer Woche, und wann hat er Mittwoch früh die Wohnung verlassen. Antworten Sie, schnell!"
Ich durfte ihr keine Zeit zum Überlegen lassen.
„Dienstag abend war er zu Hause, das weiß ich ganz

genau, weil wir Streit miteinander hatten. Mittwoch früh ist er wie immer aus dem Haus gegangen."
Ich stutzte. An diesem Tag kam er erst gegen fünfzehn Uhr zur Arbeitsstelle, und am nächsten Morgen flog er nach Warschau.
„Weshalb haben Sie sich gestritten?"
„Erstens kam er später als üblich, und dann wollte er noch einmal weg. Angeblich zu Paul Breitenburg wegen einer Reparatur an dessen Bootshaus. Mir war klar: Er wollte nur zu diesem Mädel. Deshalb weiß ich ganz genau, daß er hier war und auch hierblieb", setzt sie bitter hinzu.
Stimmte es, was sie sagte? Konnte nicht auch sie das Haus verlassen und die Wohungsschlüssel benutzt haben?
„Wann sahen Sie Fräulein Rosemarie zum letzten Mal?" fragte ich unvermittelt.
„Ich?" Vera Neuenfeld zeigte Befremden. „Was habe ich denn mit der Sache zu tun?"
„Antworten Sie!"
„Montag abend voriger Woche war sie hier. Ich fand das reichlich dreist von ihr. Sie wollte mit mir über alles reden. Ich habe sie abgewiesen." Sie sah mich unsicher an, als wollte sie mich um Verständnis bitten.
Wenn Rosemarie diesen Schritt gewagt hatte, mußte für dieses sensible Mädchen sehr viel auf dem Spiel gestanden haben. Mit Sicherheit war das ein Zeitpunkt, wo sie in der Entscheidung Neuenfelds keinen Aufschub mehr duldete. In dieser Verfassung wurde sie dann von seiner Frau aus dem Hause gewiesen und sicherlich in keiner Weise von Alfred Neuenfeld unterstützt. — Was mußte sie durchgemacht haben? Eines stand fest: Morgen früh mußte Neuenfeld vom Flugplatz abgeholt werden. Er durfte gar nicht erst nach Hause.

Ich hatte es eilig. Da fiel Vera Neuenfeld noch eine Frage ein. „Was ist mit dem Mädchen eigentlich passiert? Ich meine, woran ist sie gestorben?"
„Vielleicht hat jemand sie umgebracht." Im gleichen Augenblick wußte ich, daß es falsch war, so zu reagieren.
Bis zum anderen Morgen war es noch lange hin. Ich ließ mir die Sache durch den Kopf gehen. Warum hatte mir die Neuenfeld die Wohnungsschlüssel von Rosemarie gegeben? Wollte sie ihren Mann damit belasten? Das stände im Widerspruch zu ihrer Angst, ihn zu verlieren. Vielleicht geschah es aus der Erregung heraus, in die sie sich hineingesteigert hatte. Und wo war Neuenfeld am Mittwochvormittag?
Ich rief Dr. Roland an. Er erklärte mir, daß die Reise nach Warschau schon lange auf dem Programm stand, Neuenfeld aber ein paarmal den Termin hinausgeschoben hatte. Dann meldete er sich Mittwoch früh von unterwegs. Er wäre entschlossen, am nächsten Tag zu fahren und müsse vorher noch einige Fragen über den Abflug klären und Absprachen mit Kollegen führen, die in einem anderen Objekt sitzen.
Also konnte Neuenfeld am Mittwochvormittag bei Rosmarie gewesen sein. Er war vermutlich auch jener geheimnisvolle Anrufer im Lohnbüro, der Rosemarie entschuldigte.
Es konnte nicht mehr lange dauern, bis mir der Mann gegenüberstand, den ich durch viele Gespräche bereits kannte. Ich wußte von seinem Charkter und seiner Art zu leben. Aber ich kannte ihn nicht gut genug, um einschätzen zu können, welcher Art seine Schuld an dem Tod des Mädchens war: eine moralische, eine fahrlässige oder eine vorsätzliche. War er eines Mordes fähig?

Die Maschine war gegen neun Uhr eingetroffen. Mäuschen hatte bereits stillschweigend den Kaffee hergerichtet. Auch für Alfred Neuenfeld.
Ohne Begründungen zu erwarten, war er Backis Aufforderung nachgekommen, ihm zur Klärung eines Sachverhalts in die VP-Dienststelle zu folgen. Groß, jünger aussehend, mit leichtgerötetem Gesicht, stand er vor mir. Das dunkelblonde Haar, nicht mehr sehr voll, ein wenig gewellt, trug er nach hinten gekämmt. Er war gut rasiert, sah gepflegt aus. Die Kombination aus Jacke und Hose schien maßgeschneidert. — Ich war enttäuscht. Was war an ihm aufregend für eine Frau? Ich konnte nichts entdecken. Ein Durchschnittstyp mit einer eher schlaffen als straffen Haltung. Sein Wesen, seine Art mußten gewinnend sein.
Ich bot ihm Platz an. Im ersten Moment war er irritiert, wie manch einer, der sich einem weiblichen Hauptmann gegenübersah. Dann setzte er sich und bot mir eilfertig Feuer an, als ich zu einer Zigarette griff.
Mäuschen saß still in ihrer Ecke hinter dem Schreibtisch und beschäftigte sich mit irgendwelchen Karteikarten. In Wahrheit hörte sie aufmerksam zu, notierte manches. Sie war mein gutes Gedächtnis, half, falls sich mir Lücken beim späteren Protokollschreiben auftaten. Sollte es notwendig sein, würde sie das Zimmer verlassen. Sie hatte ein feines Gefühl dafür, wann sie störte, wenn sich mir jemand allein anvertrauen wollte.
„In welchem Verhältnis stehen Sie zu Rosemarie Detlof?“
Meine erste Frage ließ sofort die Röte und Freundlichkeit aus seinem Gesicht verschwinden. Sie machten einer Ängstlichkeit und Blässe Platz.
„Ich kenne sie seit zwei Jahren, wir waren befreundet“, antwortete er mit einer halben Verbeugung zu mir

herüber und einem Blick, der zu fragen schien: Genügt Ihnen das?
Mir fiel auf, daß er die erste Hälfte des Satzes in der Gegenwart, die zweite in der Vergangenheit gesprochen hatte.
„Was verstehen Sie unter befreundet?"
Er sah einen Moment lang auf seine gepflegten Hände, die er ineinandergekrallt zwischen seinen Knien hielt. Dann blickte er auf, griff zur Kaffeetasse, trank und holte tief Luft.
„Wir waren intim befreundet." Wieder sprach er in der Vergangenheit. Ich machte ihn nicht darauf aufmerksam, noch nicht. „Erzählen Sie mir über diese Freundschaft."
Alfred Neuenfeld sprach. Mit keinem Wort warf er die Frage auf, was denn überhaupt der Grund seiner Vernehmung sei. Seine Formulierungen in der Vergangenheit hatten längst bewiesen, daß er von dem Tod des Mädchens wußte.
Als er Rosemarie kennenlernte, war sie auf dem Wege zu ihrer Mutter nach Langenfeld und schleppte zwei Koffer ins Abteil. Er half ihr beim Tragen und Verstauen des Gepäcks. Neuenfeld war selbst unterwegs zu einer Reportage in Halberstadt. Die Fahrt war lang, und man kam ins Gespräch.
„Ich erzählte ihr von meiner Arbeit, und sie war fasziniert." Dann habe er ihr noch beim Umsteigen geholfen, ihr schöne Tage bei ihrer Mutter gewünscht und sie gefragt, ob sie sich nicht wiedersehen könnten. Später sei aus der zufälligen Bekanntschaft eine tiefe Zuneigung entstanden. Umständlich erzählte er allerlei Einzelheiten ihrer Begegnungen und beteuerte dabei, daß er stets großes Verständnis für Rosemaries Schwärmereien aufbrachte.

„Und wie stellen Sie sich die Beziehung weiter vor?“ unterbrach ich ihn.
Er zögerte. „Nicht, gar nicht. Ich meine, so etwas kann doch nicht ewig gehen.“
Er hatte sich für diese Variante entschieden, ein wenig spät. Nun war es ja wohl ohnehin nicht anders möglich.
„Und wo bleibt Ihre tiefe Zuneigung?“
Er sah intensiv auf seine Schuhspitzen.
„Sie machen sich eine Neunzehnjährige zur Geliebten, ein Mädchen, von dem Sie wissen, daß es ihm nicht nur um eine Liebelei geht, und nutzen dessen Jugend und Unerfahrenheit...“
Er fiel mir ins Wort: „Sie hätte mir mehr Zeit lassen sollen... Ich hätte schon einen Ausweg gefunden.“
Eindringlich sah er mich an.
„Haben Sie ihn nicht schon gefunden?“
„Nein, nein, was glauben Sie...“
„Wußten Sie von Rosemaries Schwangerschaft? Antworten Sie!“
Ich war aufgestanden und an ihn herangetreten.
„Ja“, sagte er kaum hörbar.
„Na und, was nun weiter?“
„Sie hätte es sich wegbringen lassen können.“
„Wegbringen lassen? Wollte sie das?“
„Ich weiß nicht.“
„Sie lügen. Was heißt ‚hätte‘ und ‚war‘? Hören Sie: Sie haben nicht Ihre Frau vor sich. Wann haben Sie Rosemarie das letzte Mal vor Ihrer Reise nach Warschau gesehen?“
Er schwieg.
„Nun bitte, ’raus mit der Sprache. Oder haben Sie mir etwas zu verheimlichen?“
„Sie war bei uns zu Hause, wollte mit meiner Frau sprechen. Montag voriger Woche. Es kam zu keinem

Gespräch. Meine Frau ließ sich nicht darauf ein." Hastig waren diese Sätze gekommen.
„Und Sie, was haben Sie gemacht? Sie verhielten sich mucksmäuschenstill, nicht wahr, um nicht die liebe Gattin noch mehr zu verärgern — stimmt's?" Ich konnte mir diesen Ton nicht verkneifen. „Es interessierte Sie überhaupt nicht, in welcher Verfassung das Mädel war. Es war Ihnen egal. Nur weg sollte sie gehen, aus Ihrem behüteten Leben an der Seite Ihrer sorgenden Gattin. Denn Sie waren doch gar nicht gewillt, Ihr bequemes Zuhause aufzugeben. Rosi sollte verschwinden, nicht wahr? Und schließlich hatten Sie ja auch noch Helga Riethmüller. Rosemarie störte schon, wurde langsam zur Plage."
Plötzlich verlor er die Nerven. „Nein, nein", schrie er mir entgegen und schlug die Hände vor das Gesicht. „Sie schätzen das falsch ein, bestimmt. Ich habe Rosi tatsächlich geliebt."
Endlich hatte ich ihn soweit.
Mäuschen verließ leise das Zimmer.
„So. Sie haben sie geliebt, und jetzt lieben Sie sie nicht mehr, weil sie tot ist. Nicht wahr?" Er wollte aufstehen. Ich drückte ihn wieder auf den Stuhl.
„Also, wann haben Sie sie das letzte Mal gesehen?"
„Mittwoch, vorigen Mittwoch war es. Aber ich schwöre Ihnen, sie war schon tot. Sie war schon tot."
„Sie haben sie auf dem Gewissen, deshalb haben Sie geschwiegen."
Bewußt warf ich ihm eine Schuld, keinen Mord vor. Ihm stiegen die Tränen in die Augen.
„Hören Sie auf, das hätten Sie früher machen sollen. Wenn Sie über sich selbst nachgedacht hätten. Loswerden wollten Sie sie. Und das ist Ihnen auch gelungen."

„Aber nein, nicht doch. Ich wollte nicht, daß sie sich das Leben nimmt... Als ich kam, war die Wohnung mit Gas angefüllt. Ich fand sie auf der Couch. Tot. Bin gleich in die Küche gerannt, habe die Gashähne abgedreht und bin wieder 'raus aus der Wohnung. Ich war wie vor den Kopf geschlagen.

„Langsam, langsam. Wie kamen Sie überhaupt 'rein?"

„Rosemarie hat mir am Tage zuvor die Schlüssel gegeben. Wir hatten uns nach Feierabend nur kurz gesehen und verabredeten uns für den Theaterbesuch. Ich versprach ihr, danach noch mit ihr auszugehen, damit wir uns aussprechen können. Ich wollte mich für mein Verhalten am Montagabend entschuldigen. Dann bin ich auch zur verabredeten Stelle gekommen." Er machte eine Pause und druckste herum.

„Erzählen Sie weiter."

„Na ja, ich habe ihr aber dort gesagt, daß ich nicht mitkommen kann. Sie sollte allein ins Theater gehen. Ich müßte noch einmal nach Hause. Sie sollte später unbedingt auf mich warten. Auch wenn es sehr spät wird. Da hat sie mir die Wohnungsschlüssel gegeben, damit ich nicht klingeln muß, wenn ich komme."

„Und warum sind Sie nicht mit ihr ausgegangen?"

Er wußte nichts zu antworten.

„Ich werde es Ihnen sagen: Weil Sie noch mehr Krach mit Ihrer Frau befürchteten. Aber wie dem Mädel in dieser Verfassung zumute war, daran haben Sie nicht gedacht. — Und nun erklären Sie mir mal, wie Rosemarie selbst ins Haus gekommen ist!"

Mit Mühe brachte er heraus: „Einen Wohnungsschlüssel hatte sie noch bei ihrem Nachbar Hempel. Er sollte am Tage die Handwerker hineinlassen. Es war ja noch allerhand in der Wohnung zu tun."

Ich war sauer. Hempel, der Dussel. Warum hatte er uns

das nicht gesagt? — Ich konnte mir sein Verhalten nur so erklären: Er befürchtete, mit dem unnatürlichen Tod Rosemaries in Verbindung gebracht zu werden.
„Sie sind natürlich auch nicht am späten Abend hingegangen, sondern Sie haben das verzweifelte Mädchen allein gelassen, obwohl Sie wußten, daß es Sie dringend brauchte. Erst am Mittwochvormittag suchten Sie Rosemarie auf. Warum?"
„Am Mittwoch hatte ich Zeit, weil ich sowieso unterwegs war."
„Mehr noch, Sie brauchten auch Ihrer rachewütigen Frau keine Erklärungen abzugeben. — Und woher wußten Sie, daß Rosemarie zu Hause war?"
„Wir trafen uns sonst immer früh, in der S-Bahn. Diesmal war sie nicht drin. Das hat mich beunruhigt."
„Das hat Sie beunruhigt. Und als Sie sie tot in der Wohnung fanden, gingen Sie beruhigt fort. So einfach ist das. Sie haben nicht die Gashähne abgedreht, nicht die Fenster weit aufgerissen, nicht einen Arzt oder die Volkspolizei geholt!"
„Sie war tot, glauben Sie mir, Sie lag lang ausgestreckt auf der Couch, niemand konnte mehr helfen, ich auch nicht. Die Gashähne habe ich vielleicht in der Eile nicht ganz zugedreht. An die Fenster habe ich gar nicht gedacht. Ich wollte nur 'raus aus der Wohnung... Ich hatte Rosi berührt, gerüttelt. Sie war schon kalt."
„Und warum haben Sie sie eingeschlossen?"
„Reine Kopflosigkeit, glauben Sie mir."
„Sie lügen. Sie lag nicht ausgestreckt auf der Couch, als Sie kamen."
Er starrte mich entsetzt an und heulte. Ein Mime, der es jedem recht machen wollte, aber nicht konnte. Feige und selbstsüchtig.
„Wollen Sie sich nicht zu meinem Vorwurf äußern?" Ich

klopfte mit dem Bleistift ungedultig auf den Schreibtisch. Da griff er hastig in seine Innentasche und holte ein Blatt Papier heraus. Seine Hand zitterte.
„Hier, ein Brief von Röschen an mich. Er lag auf dem Tisch. Ich habe ihn an mich genommen. Verzeihen Sie mir." Er reichte mir den Brief herüber.
Ich verbarg mein Erstaunen. Soviel Zeit war also, um ihn zu lesen und einzustecken.
Ich las den Brief und war erschüttert. Unfaßbar. Was hatte dieses Mädchen durchgemacht.
Obwohl sie die Gashähne bereits aufgedreht hatte, zeigte der erste Teil des Briefes noch ihre feste Überzeugung, daß Neuenfeld diesmal sein Versprechen halten und sie nicht enttäuschen werde.
Endlich wollte sie sich Gewißheiß darüber verschaffen, wie er sich das Leben weiter vorstellte: mit ihr oder ohne sie.
Etwas weiter hieß es: „Du wirst doch kommen, denn Du hast es fest versprochen. Wenn Du nicht kommst, werde ich sterben, mit dem Kind. — Ich kann nicht mehr so ziellos weiterleben."
Hier folgte ein größerer Absatz. Sie hatte die Gedanken an den Tod sofort wieder vertreiben wollen.
„Hören Sie gut zu", forderte ich Neuenfeld auf, der nach unten stierte:
„Ich will einfach nicht glauben, daß Du fähig bist, mich mit dem Kind allein zu lassen. Aber es ist schon drei Uhr. Was soll ich machen? Nein, ich kann nicht mehr zurück. Mein Leben ohne Dich wäre sinnlos. Daran ändert auch das Kind nichts.
Neuenfeld schneuzte sich.
Der Brief wechselte über zur Schuldsuche bei sich. Sie hätte ihn nicht lieben dürfen, denn sie habe ja gewußt, daß er verheiratet war.

Den Brief hatte Rosemarie in vollem Bewußtsein geschrieben, solange die Einwirkung des Gases es zuließ. Sie hatte am Anfang des Briefes die genaue Urzeit eingetragen, zu welcher sie die Gashähne öffnete. Nach jedem größeren Absatz vermerkte sie erneut die Uhrzeit und beschrieb ihre körperliche und geistige Verfassung. Jedes Wort, jeder Satz ließen das große Warten auf Neuenfeld ahnen, ließen die Hoffnung spüren, daß er noch kommen würde. Sie erinnerte ihn daran, daß er sich schon oft des Nachts von Zuhause fortgeschlichen hatte. Aber er kam nicht.

Im Grunde wollte sie nicht sterben. Dennoch drehte sie die Gashähne auf. Es war der schwerste und letzte Schritt in ihrem Leben. Ihr Risiko hieß Tod. Im letzten Abschnitt des Briefes wurde ihre Hoffnung auf Neuenfeld schwächer und die Todesahnung stärker. Sie bat ihre über alles geliebte „Mammi", nicht zu verzweifeln. Die Buchstaben, anfangs klein und steil geschrieben, wie in ihren Aufsätzen, wurden größer und krakeliger.

„Du bist nicht gekommen. Wie spät ist es? Ich kann die Uhr nicht mehr richtig erkennen. Es singt in meinen Ohren. O Gott, ich habe nicht mehr viel Zeit. Freddy, warum bist Du nicht gekommen? Ich wollte doch noch weiterleben. Jetzt kann ich nicht mehr."

„Hören Sie doch auf", schrie Neuenfeld und krümmte sich zusammen.

Ich las weiter. Er hatte nur von dem Körper dieses Mädchens Besitz ergriffen, von ihrer Seele jedoch nichts verstanden. War ihm klar, wie sehr Rosemarie sich von ihm abhängig gemacht hatte, in einem solchen Grade, der für Geist und Handeln eines Mädchens dieser Mentalität eine Gefahr mit sich brachte: die Gefahr, bis an den Rand der Verzweiflung getrieben zu werden, besonders dann, wenn stets Hoffnung immer wieder

vernichtet wird und schließlich keinen Nährboden mehr findet.
Mir wurden Eigenschaften an diesem Mädchen deutlich, die ich vorher nicht mit dieser Klarheit erkannte. Rosemarie neigte zu einem Überschwang an Gefühlen, war eine romantische Träumerin, vielleicht sogar mit einem Hang zum Mystischen. So kam sicherlich auch jener Satz zustande, den Neuenfeld noch einmal hören sollte: „Du hast mich immer Röschen genannt. Ich möchte auch in Deiner Erinnerung immer so genannt werden und in Deiner Gedankenwelt bleiben. Sollte ich sterben, wäre mein letzter Wunsch, daß Du mir dunkelrote Rosen auf mein Grab legst. Bitte komme zu meiner Beerdigung. Meine Seele wird es spüren, und ich danke Dir schon heute dafür. Ich weiß, daß Du kommst, einmal mußt Du ja kommen."
Ich konnte mich nur mühsam beherrschen. Am meisten beschäftigte mich, daß man Alfred Neuenfeld nicht mit strafrechtlichen Mitteln belangen konnte.
Die Schrift nahm an Kraft und Deutlichkeit ab. Nur mit Mühe konnte ich noch den Rest des Briefes lesen. Die letzten beiden Zeilen endeten in einem unleserlichen Gekritzel, das mit einem langen, schwachen Strich nach unten auslief. Es war nicht mehr zu entziffern.
Die Qual des Mädchens hatte über sieben Stunden angehalten. Den Brief hatte Rosemarie um ein Uhr nachts begonnen. Die letzte, noch lesbare Zeiteintragung war sieben Uhr fünfzehn.
Langsam ließ ich den Brief auf den Tisch sinken. Es war still im Raum.

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1978
Lizenz-Nr.: 409-160/108/78 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Sibylla Ponizil
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 352 5
DDR 0,45 M

0,45

31235